

2012

die nächsten

fünfzig Jahre

2062

Editorial

Wirklichkeit: Im Jahr 2012 feiert die Pädagogische Hochschule Freiburg ihr 50-jähriges Bestehen. Aus einer *Lehrerbildungseinrichtung* wird eine *Wissenschaftliche Hochschule*. Und allen war damals klar: Die Effizienz einer *Wissenschaftlichen Hochschule* war an eine bestimmte Größe, einen hohen Differenzierungsgrad im Lehrangebot und insbesondere an funktionierende Forschungseinrichtungen gebunden.

Vision: Im Jahr 2062 feiert die Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg ihr 100-jähriges Bestehen: Aus einer *Wissenschaftlichen Hochschule* ist eine *Bildungswissenschaftliche Universität* geworden. Und allen war klar: Die Effizienz einer *Bildungswissenschaftlichen Universität* war nicht mehr an eine bestimmte Größe geknüpft, sondern ausschließlich an ein exzellentes Lehrangebot und an ausgewiesene Forschungseinrichtungen. Sie muss den Anforderungen einer komplexen Welt mit all ihren unterschiedlichen Herausforderungen gerecht werden.

Die Autorinnen und Autoren der Jubiläumsausgabe von ph-fr sehen für die Zukunft ganz unterschiedliche Szenarien – mehr oder weniger utopisch und alles könnte sich irgendwie genau so entwickeln wie es die Beiträge beschreiben. Die Gastbeiträge aus der Politik benennen grundsätzliche Aufgaben, die in den nächsten Jahren zu bewältigen sind. Bildung ist heute überlebenswichtig, sagt Wissenschaftsministerin Theresia Bauer, und umreißt die Rolle der Hochschule auf diesem Weg.

Auch die bildungs- und wissenschaftspolitischen Sprecher der einzelnen Parteien, Kai Schmidt-Eisenlohr (Bündnis 90/Die Grünen), Martin Rivoir (SPD), Dietrich Birk (CDU), Timm Kern (FDP/DVP) greifen diesen Gedanken auf und stellen die unterschiedlichen Herausforderungen, die eine Hochschule im 21. Jahrhundert zu bewältigen hat, dar. Diesen Gedanken schließt sich auch Anne-Kathrin Deutrich, Vorsitzende des Hochschulrates, an.



2062



2012

Die Rektoren Martin Fix (Ludwigsburg) und Ulrich Druwe (Freiburg) können sich verschiedene Modelle der Studiengangsentwicklung, des Ausbaus der Bildungsforschung und Nachwuchsförderung vorstellen, die Hans-Werner Huneke, Prorektor für Lehre und Studium, und Timo Leuders, Prorektor für Forschung, vertiefen.

Die Dekaninnen und der Dekan der Fakultäten, Mechtild Fuchs, Ulrike Spörhase und Elmar Stahl entwerfen ganz eigene Zukunftsvisionen, die teilweise sehr ähnlich der studentischen Ideen und Szenarien sind (Tom Plogsties).

Vorhersagen in den Bereichen *Schulpraktische Studien* (Wilfried Schlagenhaut), *Bibliothek* (Robert Scheuble) und *Information- und Kommunikationstechnologien* (Martin Duffner) sind nicht so ganz einfach zu machen und werden schnell von der Zeit überholt. Wer möchte sich da schon zu weit aus dem Fenster lehnen! Aber alles in allem ist die Jubiläumsausgabe von ph-fr ein Kaleidoskop von Zukunftsvisionen für die Pädagogische Hochschule Freiburg ... ähm, für die Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg.

Die Redaktion

Inhalt

4	Die nächsten fünfzig Jahre Was werden sie für die Pädagogische Hochschule Freiburg bereithalten?	Theresia Bauer
6	Pädagogische Hochschulen heute und morgen Nachhaltige Bildungs- und Hochschulpolitik	Kai Schmidt-Eisenlohr
10	Umfassender Bildungsauftrag und wissenschaftliche Eigenständigkeit Grundlagen für die Zukunft	Martin Rivoir
12	1962 – 2062: ein Rückblick und zugleich ein Ausblick Oder: Warum der SC Freiburg im Jahr 2062 Deutscher Meister wird.	Dietrich Birk
14	Wie kann lebensbegleitendes Lernen ... gelingen? Ein liberaler Ausblick auf die Bildungspolitik der kommenden fünfzig Jahre	Timm Kern
18	Fünfzig Jahre Pädagogische Hochschulen in Baden-Württemberg Zukunftsperspektiven	Martin Fix
22	1962 – 2012 – 2062 Entwicklungsaspekte für die Pädagogische Hochschule Freiburg	Anne-Kathrin Deutrich
24	100 Jahre Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg Aus einer Rede zum Dies Academicus im Jahre 2062	Ulrich Druwe
28	Lehre, Studium und Weiterbildung an der BWU Freiburg Ein Rückblick auf hundert Jahre	Hans-Werner Huneke
30	Forschung an der Pädagogischen Hochschule Die Jahre 2012 – 2062	Timo Leuders
32	Eine Zeitreise Acht „Antworten“ auf einige Zukunftsfragen	Elmar Stahl
34	Mit dem Fernrohr ins Jahr 2062 Studieren an der Universität für Bildungswissenschaften Freiburg	Mechtild Fuchs
36	Wir schreiben das Jahr 2062 ... Szenarien der Zukunft	Ulrike Spörhase
40	ICE-Zeit Die Pädagogischen Hochschulen in fünfzig Jahren	Tom Plogsties
44	Schulpraktische Studien Positionen und Perspektiven	Wilfried Schlagenhaut
50	100 Jahre Hochschul-Bibliothek Ein Blick vor und zurück	Robert Scheuble
54	Quo vadis ZIK? Rückschau – Vorschau	Martin Duffner

Die nächsten fünfzig Jahre

Eine einfache Frage – für jemanden, der hellsehen oder wahrsagen kann. Was aber, wenn man diese Gabe nicht besitzt? Oder gerade keine schimmernde Kristallkugel und keinen frischen Kaffeesatz zur Hand hat?

Dann ist man auf Vermutungen angewiesen. Mutmaßungen, die zugleich Wünsche und Visionen sein können.

Vermutungen und Wünsche

Vermutung und Wunsch Nummer eins: *Dass unsere Welt, wie wir sie kennen, auch in fünfzig Jahren noch besteht.*

Selbstverständlich ist das freilich nicht: Klimawandel, Überbevölkerung, atomare Katastrophen und Kriege um Ressourcen haben ein Potential von Zerstörung, das dem zivilisierten Leben auf diesem Planeten sehr schnell ein Ende setzen kann. Die Frage nach der Pädagogischen Hochschule Freiburg – oder nach irgendeiner anderen Hochschule dieser Welt – hätte sich dann rasch erledigt.

Doch glaube ich nicht, dass es so weit kommen wird. Denn ich vertraue auf die Einsicht und die Vernunft der Menschheit – auch auf die der politisch Verantwortlichen. Sind diese nicht alle einmal zur Schule gegangen – und haben von ihren Lehrerinnen und Lehrern gelernt, logisch zu denken und moralisch zu handeln?

Vermutung und Wunsch Nummer zwei: *Dass es auch in fünfzig Jahren noch viele Kinder gibt.*

Wird mein Kind in Frieden und Sicherheit aufwachsen? In einer intakten, lebenswerten Umwelt? In einer Gesellschaft, die es ihm möglich macht, seine Persönlichkeit zu entwickeln, seine Talente zu entfalten, sich selbst zu verwirklichen? Das sind Fragen, die Eltern stellen, bevor sie sich einen Kinderwunsch erfüllen.

Wir, die Landesregierung von Baden-Württemberg, wollen, dass sich möglichst viele Paare für Kinder entscheiden. Deshalb machen wir uns stark für den Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen – für gute Kinderbetreuung und für eine Pädagogik der individuellen Förderung.

Begabungen schlummern in jedem Kind – doch sie müssen entdeckt und geweckt werden. Vorbei sind die Zeiten, als sich schulischer Unterricht an „der Klasse“ oder „dem Durchschnittsschüler“ orientieren durfte. Eine Pädagogik, wie wir sie brauchen, sieht in jedem Kind eine einzigartige, unverwechselbare Persönlichkeit – mit einem Schatz an Talenten, der darauf wartet, gehoben zu werden.

Die Schule soll Kindern und Eltern keine Hürde, sondern eine Hilfe sein: Eine Hilfe bei der Realisierung eines eigenen Lebensentwurfs! Dies ist das Konzept von Schule, das auch die Pädagogische Hochschule Freiburg vertritt.

An baden-württembergischen Schulen erhalten Kinder die bestmögliche Förderung. Paare, die Kinder haben wollen,

sollen das wissen. Und sich ihren Kinderwunsch erfüllen!

Vermutung und Wunsch Nummer drei: *Dass wir auch in fünfzig Jahren noch Lehrerinnen und Lehrer brauchen.*

Neue Technologien, globale Märkte, multikulturelle Gesellschaften – das sind die Merkmale unserer Epoche. Sie haben unser Leben verändert: Es ist schneller, und es ist komplizierter geworden.

Schon um unseren Alltag zu bewältigen, brauchen wir umfassende technische und soziale Kenntnisse und Fähigkeiten. War Bildung in früheren Jahrzehnten ein schöner Luxus für „bessere Kreise“, so ist sie heute überlebenswichtig – für jede und für jeden.

Diese Entwicklung wird nicht zum Stillstand kommen. Im Gegenteil: Sie wird sich fortsetzen und sogar noch beschleunigen. Betrachten wir nur einmal den gewaltigen gesellschaftlichen Umbruch, vor dem wir heute stehen: Wir müssen uns – und dies in kurzer Zeit – für eine nachhaltige Entwicklung einsetzen. Für eine Gesellschaft, die Ressourcen schont, statt sie zu vergeuden. Eine mächtige Herausforderung, die unsere ganze intellektuelle und schöpferische Kraft beanspruchen wird.

Und vor welchen großen Aufgaben werden künftige Generationen stehen? Das können wir erst morgen wissen. Nur, wo die Lösungen herkommen, das wissen wir schon heute: aus den Köpfen unserer Kinder und Enkel.

Was werden sie für die Pädagogische Hochschule Freiburg bereithalten?

Daher wird der Lehrerberuf in den nächsten fünfzig Jahren nicht an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren – sondern sogar noch gewinnen.

Herausforderungen


Denn es werden die Schulen sein, an denen unsere Kinder und Jugendlichen lernen, sich in einer komplexen Welt zu recht zu finden und sich zu behaupten. Und es werden die Schulen sein, an denen all die Talente zu Tage treten, die unsere Kinder und Jugendlichen besitzen. Talente, auf die wir angewiesen sind, um die großen Probleme lösen zu können, die uns im Laufe der Entwicklung begegnen werden.

Lehrer/innen müssen auch Talentsucher/innen sein – die Pädagogische Hochschule Freiburg weiß dies und bereitet ihre Studierenden darauf vor.

Lehrerinnen und Lehrer werden wir also auch in fünfzig Jahren noch brauchen, sogar dringender denn je – es sei denn, wir wären schon so weit, dass wir uns Bildung medikamentös verabreichen lassen können: Die dicke blaue Tablette für das Große Latinum, die gelbe bittere Pille für Algebra und die süßen rosa Dragees für soziale Kompetenzen. Bitte vor den Mahlzeiten einnehmen und mit Wasser tüchtig nachspülen! Doch bei allem Glauben an den Fortschritt von Pharmazie und Medizin – ich denke, für „Pillen statt Pauker“ ist es auch in fünfzig Jahren noch zu früh.

Wenn also unsere Welt noch steht, wenn wir viele Kinder haben und für diese viele Lehrerinnen und Lehrer brauchen – dann

muss uns um die Zukunft der pädagogischen Ausbildung nicht bange sein. Dann werden Hochschulen, die fortschrittsfreudig und veränderungsbereit sind, auch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts junge Menschen auf einen der nobelsten Berufe vorbereiten, den man sich denken kann: das Lehramt.

Die Pädagogische Hochschule Freiburg ist schon dabei, sich für diese Zukunft zu rüsten. Sie verstärkt die unterrichtsnahen Forschung, sucht die Zusammenarbeit mit der Universität, sichert ihren wissenschaftlichen Nachwuchs. Sie ist auf dem richtigen Weg. Ein Weg, der noch einmal fünf Jahrzehnte dauern möge. Aber auch das kann man nicht wissen. Nur stark vermuten – und herzlich wünschen. 



Theresia Bauer, MdL
Bündnis 90/Die Grünen
Ministerin für Wissenschaft, Forschung
und Kunst Baden-Württemberg

Pädagogische Hochschulen heute und morgen

Seit fünfzig Jahren profitiert die Bildungslandschaft in Baden-Württemberg von den Pädagogischen Hochschulen im Land – dies ist ein schöner und bedeutsamer Anlass, um zu gratulieren und mit der Pädagogischen Hochschule Freiburg das 50. Jubiläum zu feiern. An dieser Stelle gilt es zu würdigen, wie sich die Pädagogische Hochschule, die deutschlandweit im Bildungsbereich eine Sonderrolle einnimmt, als eigenständige Kapazität selbstbewusst immer weiter entwickelt und ihr eigenes Profil gefunden hat.

Da ein Jubiläum immer auch ein geeigneter Moment nicht nur für einen Rückblick, sondern ebenso für einen Blick in die Zukunft ist, soll die Gelegenheit genutzt werden, einige Gedanken über die derzeitige und zukünftige Rolle der Pädagogischen Hochschulen aus Sicht der Politik zu formulieren. Aus diesem politischen Blickwinkel heraus ist es zugleich sinnvoll, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu betrachten, in deren Kontext alle Bildungseinrichtungen stehen, die in den nächsten fünfzig Jahren verschärft an Bedeutung gewinnen werden.

Bildung für nachhaltige Entwicklung

Die Gesellschaft, die Politik und damit auch alle Bildungseinrichtungen stehen vor zahlreichen Herausforderungen. Wir brauchen neue Strategien für Umwelt- und Ressourcenschutz, für brennende soziale Fragen, für die krisenbehaftete Wirtschaft. Daher ist es notwendig, einen Blick

in die Zukunft zu wagen und den Nachhaltigkeitsgedanken in allen politischen Fragen mitzudenken. Nachhaltigkeit bedeutet dabei mehr als Umweltschutz, Nachhaltigkeit betrifft auch die sozialen und ökonomischen Umstände unseres Lebens. Bis zum Jahr 2062 müssen wir alle zusammen einiges bewegen, um unseren Kindern und Kindeskindern eine lebenswerte Welt zu erhalten.

Der Bildung kommt dabei eine Schlüsselbedeutung zu: Das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer nachhaltigen globalen Entwicklung muss im Denken und Handeln von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen geschärft werden. Hier haben die Pädagogischen Hochschulen eine exponierte Rolle. Können sie doch Pädagog/innen, Multiplikatoren und Bildungseinrichtungen für diese Aufgabe sensibilisieren und darauf vorbereiten, Prinzipien einer nachhaltigen Lebensweise, der Demokratie und des menschlichen Wohlergehens zu vermitteln. Werte wie Gerechtigkeit, Fairness und Toleranz sowie das Bild eines kritisch reflektierenden Bürgers, der aktiv Teil an unserer demokratischen Gesellschaft hat, müssen im Zentrum dieser nachhaltigen Bildungs- und Hochschulpolitik stehen und deren Ausrichtung bestimmen.

In den folgenden Absätzen soll deshalb punktuell beleuchtet werden, wie sich die Pädagogischen Hochschulen vor dem Hintergrund dieser großen gesellschaftlichen Aufgaben in den nächsten fünfzig Jahren positionieren könnten.

Das Prinzip der offenen Hochschule

Für die Lösung vieler gesellschaftlicher Probleme ist es notwendig, dass mehr junge Menschen einen Hochschulabschluss erwerben und sich künftig lebenslang an Hochschulen weiterbilden. Das Studium soll darauf vorbereiten, Impulse für die Bewältigung der großen gesellschaftlichen Herausforderungen zu setzen. Ziel sollte sein, dass mindestens 50 % eines Altersjahrgangs im Laufe ihres Lebens ein Hochschulstudium aufnehmen. Die Hochschulen müssen sich dafür auf unterschiedliche Eingangsvoraussetzungen einstellen, damit mehr beruflich Qualifizierte ohne Abitur, mehr Menschen mit Migrationshintergrund, mehr Jugendliche aus bildungsfernen Familien und mehr ausländische Studierende an unsere Hochschulen finden. Wir brauchen mehr Teilzeitstudiengänge, damit das berufsbegleitende Studium oder auch das Studieren mit Kindern erleichtert wird. Alle Hochschulen müssen außerdem barrierefrei und mit zusätzlichen Hilfsmitteln ausgestattet werden, damit sie für Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen uneingeschränkt zugänglich sind.

Die Abschaffung der Studiengebühren ist ein wichtiger Schritt für die Öffnung der Hochschulen. Die Chancengerechtigkeit beim Zugang zur Bildung soll auch die nächsten fünfzig Jahre im Mittelpunkt der Bildungspolitik stehen und noch weiter ausgebaut werden. In einer Wissensgesellschaft wie der unseren ist gute Bildung fundamental. Wem der Zugang zu ihr ver-

Nachhaltige Bildungs- und Hochschulpolitik

wehrt bleibt, wird leicht an den Rand der Gesellschaft gedrängt.

Mit einer offenen Hochschule lässt sich die Idee des lebenslangen Lernens verwirklichen. Angesichts der Tatsache, dass sich das vorhandene Wissen geschätzt alle fünf Jahre verdoppelt und mit der Verbreitung neuer Medien weiterhin beschleunigt, ist lebenslanges Lernen Grundlage einer zukunftsfähigen Gesellschaft. Transparente Weiterbildungsmöglichkeiten, die sich inhaltlich, zeitlich und methodisch flexibel an die persönliche und berufliche Lebenslage anpassen, sind ein wichtiger Baustein dafür. Dies gilt ganz besonders vor dem Hintergrund des demografischen Wandels.

Die Bedeutung demokratischer Beteiligung

Wie jeder einzelne Mensch in unserer Gesellschaft sollen auch jede Studentin und jeder Student, jede Hochschulmitarbeiterin und jeder Hochschulmitarbeiter das Recht zur Mitsprache und demokratischen Mitbestimmung an ihrer/seiner Hochschule haben. Selbstbewusste und eigenständige Hochschulen, die Verantwortung wahrnehmen und Entscheidungen treffen, für die sie der Öffentlichkeit gegenüber Rechenschaft ablegen, brauchen demokratisch legitimierte Leitungen und Gremien. Die Wiedereinführung der *Verfassten Studierendenschaft* in Baden-Württemberg ist ein Schritt in die richtige Richtung und ebnet den Weg für Prozesse, die bis zum Jahr 2062 weit über die heu-

tigen gesetzlichen und demokratischen Mindeststandards hinausgehen werden.

Kompetenzzentrum für Hochschuldidaktik

Die Pädagogischen Hochschulen haben besondere Kompetenzen in der Didaktik und auch die Hochschullehre hat einen hohen Stellenwert. Für die Ausbildung der Studierenden sind diese Qualitäten elementar, daher ist eine ständige Weiterentwicklung der Lehre äußerst wünschenswert. Die Pädagogischen Hochschulen haben die besten Voraussetzungen, mit ihrer fachspezifischen Kompetenz die Hochschuldidaktik positiv zu prägen.

Eine Rahmenbedingung für die allgemeine Aufwertung der Lehre ist, dass die Lehrtätigkeit an Hochschulen nicht länger die Sackgasse auf dem wissenschaftlichen Karriereweg bleibt. Attraktive Stellenprofile neben der klassischen Professur, die ihren Schwerpunkt in der Lehre setzen sowie Zeit für hochschuldidaktische Weiterbildung neben der Forschungstätigkeit könnten Möglichkeiten sein, dies zu ändern.

Wenn die Pädagogischen Hochschulen zu Kompetenzzentren für Hochschuldidaktik werden und Weiterbildungen für die Lehrenden anderer Hochschulen anbieten, werden alle Hochschulen davon profitieren.

Polyvalentes Studium für Lehrerausbildung und andere Berufswege

Aufgrund der demografischen Entwicklung ist damit zu rechnen, dass wir schon in naher Zukunft weniger Schüler/innen haben und damit auch weniger Lehrer/innen brauchen werden. Dass die Pädagogischen Hochschulen schon heute innovative Bachelor- und Masterstudiengänge mit bildungswissenschaftlichem und pädagogischem Schwerpunkt anbieten, weist fortschrittlich über die Zeit hinaus. Die Zukunft der Pädagogischen Hochschulen besteht nicht ausschließlich in der Lehrerbildung.

Eine Polyvalenz des Studiums ermöglicht Flexibilität für Studierende, bietet die Möglichkeit umzusteigen, sich zu spezialisieren und sich für Tätigkeiten außerhalb der Schule zu qualifizieren. Voraussetzung dafür ist die Abschaffung des Staatsexamens und die Umstellung aller Lehramts- auf Bachelor- und Masterstudiengänge. Nach einem Bachelorabschluss, bei dem zum Beispiel die Grundlagen für das Lehramt vermittelt werden – also pädagogisch-psychologisches Wissen über Schüler/innen und erziehungswissenschaftlich-didaktisches Wissen über Unterrichtssituationen und Handlungsmöglichkeiten, können Masterstudiengänge an allen Hochschularten gewählt werden, die entweder für den Beruf als Lehrer/in oder für andere Tätigkeiten spezialisieren. Gleichzeitig wäre auch der umgekehrte Weg denkbar: Der Masterstudiengang

[... die Idee der offenen Hochschule ...]

für Quereinsteiger/innen, der Absolvent/innen anderer Fachstudiengänge für den Berufseinstieg als Lehrer/in oder andere Berufe im Aus- und Weiterbildungssektor qualifiziert. Eine Entscheidung vor Studienbeginn, ob man später wirklich unterrichten möchte und in welchen Klassenstufen oder Schularten, könnte hinfällig sein.

Man kann davon ausgehen, dass sich Lehrerinnen und Lehrer im Jahr 2062 als Begleiter/innen von Lernprozessen verstehen. Bei der Lehrerbildung wird dementsprechend die Tätigkeit des Lehrens noch stärker im Mittelpunkt stehen. Das Studium muss daher auf Tätigkeiten wie Unterrichten, individuelle Förderung und Förderung in heterogenen Lerngruppen, Diagnose bei Kindern, Beratung von Eltern und Schulentwicklung vorbereiten. Ziel ist der Erwerb von Diagnose-, Beurteilungs- und Beratungskompetenz in einer schulartübergreifenden Grundausbildung, die zu einer veränderten Unterrichtskultur und dem erfolgreichen Umgang mit Heterogenität führt.

Die Pädagogische Hochschule als Standort von Forschung, Schulbegleitung und Weiterbildung

Seit die Pädagogischen Hochschulen das Promotions- und Habilitationsrecht haben, ist sehr deutlich, dass wissenschaftliches Arbeiten zu den Kernaufgaben Pädagogischer Hochschulen gehört.

Insbesondere als Standort der Schul- und Bildungsforschung können sie die Sy-


nergieeffekte von Wissenschaft und Praxis nutzen und sich zu Transferzentren für angewandte Bildungs- und Erziehungswissenschaft, Pädagogik und Didaktik entwickeln. Wenn man das Prinzip der offenen Hochschule mit einer heterogenen Studierendengruppe und dem Anspruch des lebenslangen Lernens zu Grunde legt, erscheinen verstärkte Anstrengungen in der Lehrmittel- und Methodenentwicklung, in der Erwachsenenbildung und ein Fokus auf die Generation 50+ sinnvoll.

Aufgaben in der Schulbegleitung und Schulentwicklung wären an der Pädagogischen Hochschule, die Lehrerinnen und Lehrer ausbildet, aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse gewinnt und unter anderem über Schulen forscht, gut aufgehoben. Auch hier könnten die Synergieeffekte eines Theorie-Praxis-Transfers genutzt werden – besser als bei einer Schulverwaltung, die sich dann auf die Rechts- und Fachaufsicht konzentrieren würde.

Gleichzeitig eignet sich die Pädagogische Hochschule als neu gedachtes Zentrum für Bildungsfragen nicht nur für Forschung und Schulbegleitung, sondern folgerichtig als Anbieterin für Fort- und Weiterbildungen. Mit einer Fortbildungspflicht für Lehrerkollegien wäre ein beständiger Wissenstransfer garantiert, durch den die individuelle und kollektive Unterrichtspraxis, die Entwicklung der Schulen und Praxisorientierung der Wissenschaft und Lehrerbildung gewinnen würde.

Pädagogische Hochschule und Gesellschaft in fünfzig Jahren

Da die Pädagogische Hochschule immer wieder Entwicklungen und Angebote in Angriff nimmt, die den Bildungs- und Erziehungssektor im weitesten Sinn bereichern, steht sie bereits heute im Zeichen der Nachhaltigkeit. Mit Studienangeboten wie „Gesundheitspädagogik“ oder „Frühe Bildung“ steckt sie ein Feld ab, das weit über die Lehrerbildung hinaus geht und Werte einer nachhaltigen Entwicklung fest in die akademische Ausbildung integriert.

Das macht Hoffnung, dass wir mit Hilfe eines sich stetig weiterentwickelnden Bewusstseins für unsere Lebensumstände und der zwingenden Umgestaltung unserer Lebensweise eine Gesellschaft formen können, die für die anstehenden ökologischen, ökonomischen und sozialen Herausforderungen gelungene Lösungswege findet. Für eine global zukunftsfähige Gesellschaft brauchen wir Menschen, die das fachliche Wissen und die methodischen Fähigkeiten besitzen, um Bildung und Persönlichkeitsentwicklung von anderen zu ermöglichen. Umfassende Bildung ist dabei eine zentrale Aufgabe, die insbesondere durch die Pädagogischen Hochschulen erfüllt werden kann. 



Dr. rer. pol. Kai Schmidt-Eisenlohr, MdL
Vorsitzender des Arbeitskreises
Wissenschaft, Forschung und Kunst der
Fraktion von Bündnis 90/Die Grünen im
Landtag von Baden-Württemberg sowie
Sprecher für Wissenschaft, Forschung
und Innovation

Umfassender Bildungsauftrag und wissenschaftliche Eigenständigkeit

Die Pädagogische Hochschule Freiburg feiert in diesem Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Zu diesem Jubiläum gratuliere ich der Hochschulleitung, allen Lehrenden und Studierenden der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Namen der SPD-Fraktion im Landtag von Baden-Württemberg sehr herzlich.

Die Pädagogische Hochschule Freiburg kann auf fünf überaus erfolgreiche Dekaden in der pädagogischen Forschung und der Lehrerausbildung zurückschauen. Die erfolgreiche Arbeit der Hochschulleitung, des Lehrkollegiums und der Studierendenschaft in den vergangenen fünfzig Jahren haben in der Bildungsforschung Maßstäbe gesetzt.

Gleichzeitig hat die Hochschule, gemeinsam mit den weiteren fünf Pädagogischen Hochschulen im Land, deutlich aufgezeigt, wie richtig die Entscheidung war, auf das Modell der Pädagogischen Hochschulen als selbstständige und gewachsene Hochschulen mit einem umfassenden Bildungsauftrag zu vertrauen. Die bildungswissenschaftlichen Forschungs- und Ausbildungsleistungen der Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg finden Anklang weit über das Land hinaus. Das Modell der eigenständigen Pädagogischen Hochschule hat sich bewährt, jenseits aller fragwürdigen Fiktionen einer „unternehmerischen Hochschule“. Die Pädagogischen Hochschulen übernehmen eine Vorbildfunktion für andere bildungswissenschaftliche Einrichtungen und gewinnen auch im

europäischen Ausland Bewunderer und Nachahmer. Die Leistungen und die konzentrierte Arbeit der fünfzig zurückliegenden Jahre lassen mit Mut und Zuversicht in die Zukunft der Pädagogischen Hochschule Freiburg blicken.

Modellcharakter und Zukunftsfähigkeit

Die praxisnahe pädagogische Forschung und Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule Freiburg hat Modellcharakter. Dabei ist die Motivation der Hochschulleitung und der Lehrenden heute die gleiche wie vor fünfzig Jahren: Die Hochschule will angehende Pädagog/innen zur guten Lehre befähigen, um die Prozesse und Richtlinien erfolgreicher Pädagogik fortzuentwickeln. Bildungs- und Lernprozesse werden erforscht, weiterentwickelt und für die Praxis in Schulen und Bildungseinrichtungen tauglich gemacht. Hier bekommen die Lehrerinnen und Lehrer von morgen ihr Rüstzeug, hier werden Lerninhalte erforscht, entwickelt und verbessert. Hier werden die Voraussetzungen dafür geschaffen, um an Schulen und Bildungseinrichtungen im Land Kinder, Jugendliche und Erwachsene erfolgreich aus- und weiterzubilden.

Fast 5.000 Studierende werden derzeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg in Bachelor-, Master- und Lehramtsstudiengängen ausgebildet. Mit der Öffnung für neue bildungswissenschaftliche Studiengänge außerhalb des Lehramts hat sie weitere Türen in Richtung einer erfolg-


reichen Zukunft aufgestoßen. Ihr besonderes Augenmerk richtet sie auf die interkulturellen, grenzüberschreitenden Studien und ihren Europa-Schwerpunkt. Der besonderen geografischen Lage im Dreiländereck sowie dem Interesse der europäischen Nachbarn an der Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule Freiburg wird hier in hohem Maße Rechnung getragen.

Gleichzeitig investiert die Hochschule somit in ihre Zukunftsfähigkeit. Der demografische Wandel und die damit verbundenen zukünftigen Änderungen im Lehrbedarf erfordern von den Pädagogischen Hochschulen, sich neu aufzustellen und zukunftsweisende Ansätze zu entwickeln. Das Lehr- und Forschungsangebot muss den Anforderungen und Bedürfnissen einer sich wandelnden Gesellschaft gerecht werden. Die Pädagogische Hochschule Freiburg hat auf diese Herausforderung reagiert. Mit der *Strategie der Pädagogischen Hochschule Freiburg 2011-2016* hat sie einen weiteren Grundstein für die erfolgreiche Entwicklung in ihre Zukunftsfähigkeit gelegt. Von der Fokussierung auf empirische und grundlagenorientierte Bildungsforschung werden Unterricht und Bildungsprozesse in besonderem Maße profitieren. Dieser strategische Ansatz ist der Schlüssel zur pädagogischen Ausbildung der kommenden fünfzig Jahre.

Die Pädagogische Hochschule Freiburg ist fit für die Zukunft und kann aktuelle und zukünftige Herausforderungen gut vorbereitet in Angriff nehmen. Für sie, wie

Grundlagen für die Zukunft

für die weiteren Pädagogischen Hochschulen im Land, ist dies eine Zukunft in rechtlicher und wissenschaftlicher Eigenständigkeit. Die grün-rote Landesregierung ist sich einig, dass an dieser Verfasstheit nicht gerüttelt wird und bekennt sich in ihrem Koalitionsvertrag explizit zur verantwortlichen Rolle der Pädagogischen Hochschulen als Zentren innovativer Lehrerbildung für alle Altersstufen und Schularten.

Die wissenschaftliche und rechtliche Eigenständigkeit ist die Grundvoraussetzung dafür, dass die Pädagogische Hochschule Freiburg ihrer Aufgabe in der Lehrerbildung, im Bildungsmanagement und als beratende Einrichtung in der Bildungspolitik auch in den kommenden fünfzig Jahren mit Engagement angehen wird. Für diese Aufgabe wünsche ich viel Freude, Erfolg und gutes Gelingen. 



Martin Rivoir, MdL
stellvertretender Fraktionsvorsitzender
der SPD-Fraktion im Landtag von
Baden-Württemberg sowie Sprecher
der SPD-Fraktion im Ausschuss für
Wissenschaft, Forschung und Kunst

1962 – 2062: ein Rückblick und zugleich ein Ausblick

In dem Jahr, in dem „The Beatles“ ihre erste Single aufnahmen und der 1. FC Köln Deutscher Meister wurde, gründete man in Freiburg eine Pädagogische Hochschule mit anfänglich rund 500 Studierenden. Die beliebtesten Vornamen des Jahres 1962, wie Susanne, Thomas, Sabine oder Andreas, fanden sich schließlich zu Beginn der 1980er Jahre in den Immatrikulationslisten der nunmehr zahlenmäßig stark gewachsenen Pädagogischen Hochschule wieder.

Die Zahl der Studierenden variierte in den folgenden Jahren noch ein wenig, bis sie sich allmählich zwischen 4.000 und 5.000 einpendelte. Ursächlich für diese prosperierende Entwicklung war und ist ein ansprechendes und wachsendes Studienangebot, das mehr und mehr Studienanfänger/innen in den Breisgau lockte und die Hörsäle füllte. Die Bandbreite der Pädagogischen Hochschule Freiburg reicht heute von der Lehramtsausbildung über das Europalehramt bis hin zum Höheren Lehramt an beruflichen Schulen – auch die verschiedenen Bachelor- und Masterstudiengänge darf man nicht vergessen. Erich Kästner hat einmal darauf hingewiesen, „dass man die Kinder nur dann vernünftig erziehen kann, wenn man zuvor die Lehrer vernünftig erzieht.“ Gute Lehrkräfte fallen schließlich nicht vom Himmel – auch nicht im sonnigen Breisgau!

Die beschriebene Aufgabe richtig auszugestalten ist eine Herausforderung, der sich die Pädagogische Hochschule Freiburg seit nunmehr fünfzig Jahren erfolg-

reich stellt. Die Grundlagen hierfür werden in der Bildungsforschung erarbeitet, welche nach enzyklopädischer Definition den hohen Auftrag zur „Untersuchung der Voraussetzungen und Möglichkeiten von Bildungs- und Erziehungsprozessen im institutionellen und gesellschaftlichen Kontext“ hat. In einem zusammenwachsenden Europa, das sich in einer globalisierten Welt befindet, ist dieser Kontext natürlich einem stetigen Wandel unterworfen und fordert stets zum Erarbeiten von neuen Ideen und Ansätzen auf.

An der Pädagogischen Hochschule stößt man hierbei auf ein Engagement, das den Anspruch hat, diesen Herausforderungen voll und ganz gerecht zu werden. Geforscht und gelehrt wird in einem Umfeld, das seinesgleichen sucht. Die Studierenden können heute Dank der gewachsenen Kombination an Hochschulgebäuden und -einrichtungen ein ganzheitliches „Campus-Gefühl“ und ein vielseitiges Rahmenprogramm genießen. Sie können beispielsweise in der Bigband oder in verschiedenen Theatergruppen ihre Freizeit gestalten. Und das an einem Standort, welcher mit seinem Freizeitangebot, seiner Gastfreundlichkeit, der Landschaft sowie seinem bundesweit einzigartig freundlichen Klima auch viele Touristen lockt. Beste Bedingungen, um für die Zukunft die Köpfe hervorzubringen, die als Lehrerinnen und Lehrer der Schlüssel für ein gutes Bildungssystem im Inland, aber auch für die europäische Integration sein können.

Spannend zu sein scheint die Frage des

„Wie“ in Bezug auf den Studienablauf der Zukunft. In der Anfangszeit – als Susanne oder Thomas geboren wurden – hatten die angehenden Lehrerinnen und Lehrer noch nicht die Möglichkeit, Zugang zu einem Skript oder gar einer Live-Vorlesung über das Internet am heimischen PC zu bekommen. Das ist heute anders. Auch wenn die Möglichkeit der digitalen Form des Lernens sicherlich ein gerütteltes Maß an Selbstdisziplin abverlangt, wird wohl in Zukunft immer mehr damit gearbeitet werden. So muss man sich nicht mehr das ganze Semester über zwingend am Hochschulort aufhalten und kann z.B. auch im Ausland sein Studium weitergestalten. Obwohl in Zukunft sogar mündliche Prüfungen oder Klausuren über das Netz übertragen werden?

Eines wird auf jeden Fall dauerhaft unverzichtbar bleiben – und künftig noch mehr Raum einnehmen müssen: Die praktische Erfahrung, also die direkte Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in der Schule. Erlebnisse auf diesem Gebiet sind wohl auch in fernster Zukunft kaum auf digitalem Wege vermittelbar. Und das ist auch gut so! Nur so können künftige Lehrer/innen entscheidende Kompetenzen für ihren späteren Beruf entwickeln: Sicherheit, Souveränität und Empathie. Das kann nur gelingen, wenn die erlernte Theorie auf eine gehörige Portion Praxis trifft.

Was bringt die Zukunft?

Damit ist zugleich eine der größten Herausforderungen der kommenden Jah-

Oder: Warum der SC Freiburg im Jahr 2062 Deutscher Meister wird.

re angesprochen: die weitere Optimierung der Lehrerbildung. Wir müssen uns zwingend folgenden Fragen widmen: Wie können die schulpraktischen Anteile sowohl an Pädagogischen Hochschulen als auch an Universitäten weiter erhöht werden? Auf welche Art und Weise kann die diagnostische Kompetenz bei der einzelnen Lehrkraft weiter gestärkt werden? Was ist die richtige Balance zwischen Fachwissen und Pädagogik? Auf all diese Fragen werden wir in den kommenden Monaten und Jahren Antworten finden müssen. Dabei bieten uns erfolgreiche Kooperationsmodelle von Pädagogischen Hochschulen und Universitäten, die einen engen Verbund bilden, erste Anhaltspunkte, in welche Richtung die Entwicklung gehen könnte.

Vor dem Hintergrund, dass die Anforderungen an den Lehrerberuf in Zukunft wohl noch vielfältiger werden und zugleich einem raschen Wandel unterworfen sind, wird auch die berufsbegleitende Qualifizierung der Lehrerinnen und Lehrer immer wichtiger werden. Wo könnten diese besser ein Berufsleben lang kompetente fachliche Unterstützung finden als an den Pädagogischen Hochschulen im Land? So könnte die Pädagogische Hochschule im Jahr 2062 von zahlreichen Lehrpersonen besucht werden, die berufsbegleitend ein qualifiziertes Fortbildungsangebot in Anspruch nehmen. Eine attraktive Perspektive könnte die Entwicklung zu einem Kompetenzzentrum für Lehrerfortbildung sein, an dem auch Fortbildner/innen qualifiziert werden.

Daneben besitzen die Pädagogischen Hochschulen auch ein hohes Maß an Kompetenz im Bereich der Führung. Davon könnten insbesondere Schulleiterinnen und Schulleiter profitieren, indem sie in verschiedensten Bereichen wie Organisation, Steuerung und Pädagogik eine hochqualifizierte Supervision erhalten. In diesem wichtigen Zukunftsfeld könnten unsere Pädagogischen Hochschulen eine wertvolle Stütze sein.

Ich stelle mir darüber hinaus vor, dass die Pädagogischen Hochschulen der Zukunft in verstärktem Maße aktiv Bildungsforschung betreiben und beispielsweise der Schulverwaltung wertvolle Hinweise für die Weiterentwicklung des Schulsystems im Land geben. Aber auch für die operativ eigenständigen Schulen könnten die Pädagogischen Hochschulen ein kompetenter Ansprechpartner bei der Weiterentwicklung der „Dimension Unterricht“ sein.

Dies alles vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung, mit der die Schülerzahlen und in der Folge auch die Studierendenzahlen deutlich zurückgehen werden. Die dadurch frei werdenden Kapazitäten der Pädagogischen Hochschulen würden auf diese Art und Weise bestmöglich genutzt und neue Potenziale erschlossen, die unsere Pädagogischen Hochschulen dauerhaft zukunftsfähig und unverzichtbar machen.

Im Jahr 2062 werden die Ur-Enkel von Susanne, Thomas, Sabine oder Andreas an den Hochschulen im Land anzutreffen sein. Welche Vornamen dann auf der Beliebtheitsskala ganz oben stehen werden,

vermag ich nicht einzuschätzen. Ich bin jedoch überzeugt, dass sie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg auch dann hervorragende Studienbedingungen vorfinden können. Vielleicht wird der ein oder andere von ihnen in der Bibliothek auf die leicht verstaubte Sonderausgabe dieser Hochschulzeitung aus dem Jahr 2012 stoßen und etwas nostalgisch und vielleicht auch etwas verwundert zur Kenntnis nehmen, dass vieles von dem längst Realität ist, was damals in den einzelnen Beiträgen noch recht visionär in Aussicht gestellt wurde. Dazu gehört vielleicht auch, dass im Jahr 2062 – 100 Jahre nach der Meisterschaft des 1. FC Köln – der SC Freiburg frisch gebackener Deutscher Fußballmeister ist, und das hoffentlich nicht zum ersten Mal. 



Dr. Dietrich Birk, MdL
Staatssekretär a. D., wissenschafts- und
hochschulpolitischer Sprecher der CDU-
Landtagsfraktion

Wie kann lebensbegleitendes Lernen im Zeichen des demografischen Wandels gelingen?

Einmal über grundlegende bildungspolitische Entwicklungen in der Perspektive der nächsten fünfzig Jahre nachzudenken, ist eine ebenso originelle wie lohnende Aufgabe. Eine pfiffige Idee der Pädagogischen Hochschule Freiburg und ihres Rektors Ulrich Druwe, uns Politiker dazu anzuhaltend, über den Tellerrand der nächsten Landtagswahl hinaus, Entwicklungen zu betrachten und daraus möglicherweise Schlüsse für unsere Arbeit zu ziehen. Relativ unabhängig davon, welche Partei die Bildungspolitik der nächsten fünfzig Jahre maßgeblich gestaltet – ich wünsche mir hier natürlich die FDP, so wie sich die Mitautor/innen dieses Hefts vermutlich ihre jeweilige Partei wünschen – gibt es grundlegende Entwicklungen, welche die Bildungspolitik vor große Herausforderungen stellt.

Künftige Entwicklungen

Die wahrscheinlich folgenreichste Herausforderung ist hierbei meines Erachtens der demografische Wandel. Zwei Voraussetzungen seien an dieser Stelle zitiert. Erstens: Bleibt die Geburtenrate auf dem Stand von 2008, wird laut Statistischem Landesamt die Zahl der Kinder von drei bis sechs Jahren bis 2030 um knapp 12 % und bis 2060 um 29 % gegenüber heute sinken. Zweitens: Der Bedarf an fachlich gut ausgebildeten Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt wird erheblich zunehmen, insgesamt geht eine Studie der *Prognos AG* von einer Arbeitskräftelücke von 500.000 Erwerbstätigen bis zum Jahr

2030 für Baden-Württemberg aus. Diese Zahlen zeigen, dass eine ehrgeizige Qualifizierung und Weiterbildung breiter Bevölkerungsschichten eine zwingende Notwendigkeit darstellt.

Mit anderen Worten: Unsere Gesellschaft wird es sich nicht leisten können, nicht jedem Einzelnen die bestmögliche Bildung und Ausbildung zukommen zu lassen. Hier liegt nun die Schlussfolgerung nahe, dass insgesamt mehr Bildung stattfinden muss, das heißt, dass die Kapazitäten und Angebote an den Bildungseinrichtungen aufgestockt werden müssen, um die Bildungsbeteiligungsquote in der Bevölkerung zu erhöhen. Das ist zweifellos richtig und notwendig, aber gleichwohl nicht hinreichend, um mehr Bildung und Qualifizierung zu erreichen. Qualifizierung hat schließlich vor allem mit Qualität zu tun, mit der Tiefe und Nachhaltigkeit von Bildung und Ausbildung. Häufig wird nämlich übersehen, dass Bildung weit mehr bedeutet als nur ein In-sich-Hineintrichtern von Wissensstoff. Vielmehr ist Bildung letztlich eine sehr individuelle Angelegenheit, je nach Betrachtungsweise ein Sich-Aneignen von Wissen und Fertigkeiten, eine persönliche Weiterentwicklung oder eine individuelle Lernleistung. Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen Individualität und Qualität in der Bildung. Aber welche Schlussfolgerungen sollte die Bildungspolitik für die kommenden Jahrzehnte aus diesen Überlegungen ziehen?

Qualität in der Bildung

Ein Grundsatz lautet sicher: Wo immer wir Qualität erreichen, sichern oder steigern wollen, müssen wir individuell fördern. Dies gilt insbesondere für Bereiche, in denen wir es mit einer größeren Zahl von Bildungs-(teil-)nehmer/innen zu tun haben und zum Zweck einer rationellen Organisation versucht sind, möglichst viele von ihnen unter einen Hut zu bekommen. Wenn in den nächsten Jahren, nicht zuletzt aufgrund des Fachkräftebedarfs, die Betreuungsmöglichkeiten für unter Dreijährige in erheblichem Umfang weiter ausgebaut werden, sollten hier Qualitätsmaßstäbe und eine individuelle Betreuung eine ebenso große Rolle spielen wie im Hochschulstudium. Das hat selbstverständlich Auswirkungen auf die Aus- und Weiterbildung der betreuenden Kräfte.

An den Pädagogischen Hochschulen wurden Bachelor-Studiengänge für das Erziehungswesen eingerichtet. Die hier akademisch ausgebildeten Erzieherinnen und Erzieher werden in den kommenden Jahren in den Kindertagesstätten dringend gebraucht. Noch ist ihre gehaltmäßige Eingruppierung offen, aber allein die Nachfrage wird mittelfristig ein Lohnniveau bewirken, das den besonderen Anforderungen und Leistungen dieser Berufsgruppe auch gerecht wird. Dies gilt nach meiner Auffassung für die Erzieherinnen und Erzieher insgesamt. Der Orientierungsplan gibt wertvolle Anregungen für eine altersgerechte Pädagogik sowie eine individuelle Förderung der

Ein liberaler Ausblick auf die Bildungspolitik der kommenden fünfzig Jahre

Kinder. Auch die im Jahr 2010 eingeführte Sprachstandserhebung bei allen Kindern im Vorschulalter wird gute Ergebnisse erzielen, wenn bei festgestellten Defiziten mit einer gezielten Sprachförderung rechtzeitig gegengesteuert werden kann.

Für all diese Qualitätsverbesserungen ist kompetentes, pädagogisch geschultes Personal erforderlich, was erhebliche Investitionen erfordern und die Frage nach der Finanzierung aufwerfen wird. Grundsätzlich meine ich, dass im frühkindlichen Bereich keine Kosten und Mühen gescheut werden dürfen, denn Investitionen an dieser Stelle bringen stets eine hohe Rendite. In der kommenden Debatte über einen beitragsfreien, eventuell sogar verpflichtenden Kindergartenbesuch bin ich jedoch der Ansicht, dass angesichts knapper Mittel der Finanzierung von Qualitätsverbesserungen unbedingt Vorrang vor einer vollständigen Beitragsfreiheit eingeräumt werden muss. Darüber hinaus ist eine Kindergartenbesuchspflicht ein schwerer Eingriff in die Rechte der Eltern, für den angesichts einer Kindergartenbesuchsquote von 94 % keinerlei Notwendigkeit besteht.

Die Weichen richtig stellen

Auch für die Hochschulen bedeuten die geburtenschwachen Jahrgänge eine Chance. Nicht nur eine bessere Betreuungrelation von Lehrenden zu Studierenden, sondern vor allem auch ein Wettbewerb der Hochschulen um die Studierenden sind mögliche Folgen. Damit

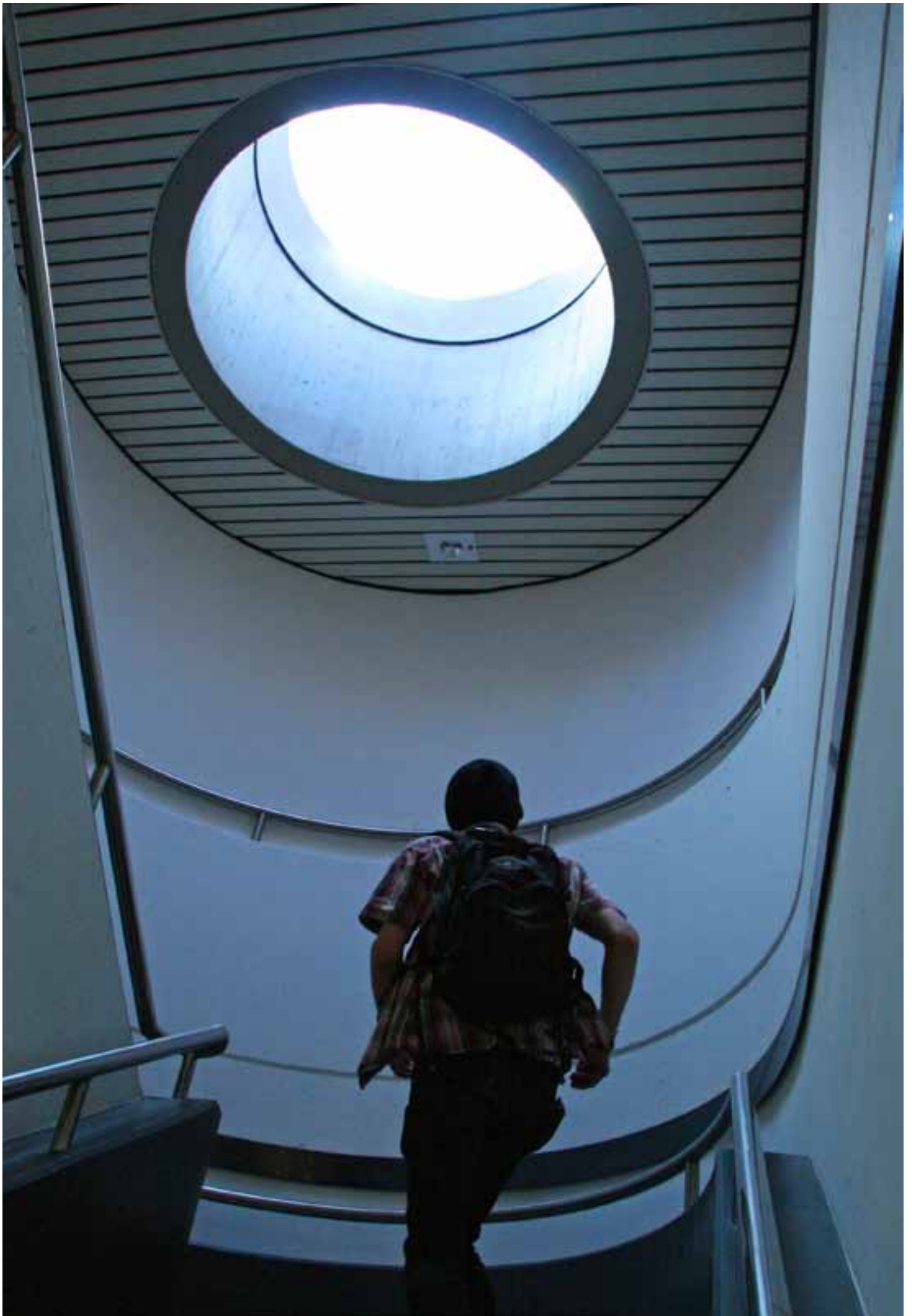
die Hochschulen diese Entwicklungen zur Verbesserung der Studienbedingungen nutzen können, gilt es jedoch, die Weichen richtig zu stellen. Eine Hochschulfinanzierung gemäß dem Prinzip „Geld folgt Student“, beispielsweise in Form von Studienguthaben der Studierenden, würde die Hochschulen dazu veranlassen, ihr Studienangebot stärker an der Nachfrage und an den Bedürfnissen der Studierenden auszurichten.

Unabhängig davon werden die nächsten Jahre an den Hochschulen dadurch geprägt sein, das ursprüngliche Ziel der Bologna-Reform umzusetzen, indem das Studienangebot auf ein lebensbegleitendes Lernen im Sinne einer Verzahnung von Bildung und Beruf umgestellt wird. Dies umfasst beispielsweise das Angebot von berufsbegleitenden Studiengängen, aber auch eine stärkere internationale Ausrichtung der Studiengänge insgesamt, die durch die bisherige Umstellung auf Bachelor und Master eher zurückgegangen ist. Notwendige Korrekturen der zu überstürzt und mit zu wenig Augenmaß eingeführten Bachelor- und Masterstudiengänge bzw. -abschlüsse sind bereits erfolgt. Wenn die bislang von der Bologna-Reform in Baden-Württemberg ausgenommenen Lehramtsstudiengänge in die gestufte Studienstruktur integriert werden sollen, müsste man aus Fehlern lernen. So ist es beispielsweise weder notwendig noch sinnvoll, das bewährte Staatsexamen abzuschaffen, denn es ließe sich zusammen mit dem Master als Doppelabschluss ausgestalten.

Auch das so genannte „Flaschenhals-Problem“, das beim Übergang von der Bachelor- in die Masterphase entsteht, ist bei näherer Betrachtung nur eine Frage der ausreichenden Kapazität an Masterstudienplätzen. Wenn diese der Kapazität der Bachelorstudienplätze in den Lehramtsstudiengängen bzw. der Nachfrage weitestgehend entspricht, ist hier kein Engpass zu befürchten. Eine Integration der Lehramtsstudiengänge in die gestufte Studienstruktur erscheint mir grundsätzlich geboten, um international anerkannte und so genannte polyvalente Abschlüsse zu schaffen, die die Absolvent/innen nicht nur für den Lehrerberuf qualifizieren, sondern ihnen auch weitere Berufswegen eröffnen. Denn die Durchlässigkeit von unterschiedlichen Berufswegen und das lebensbegleitende Lernen sind zwei Seiten derselben Medaille.

Offenheit und Vielfalt

Vor allem aber unser Schulwesen wird durch den demografischen Wandel auf den Prüfstand gestellt. Angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Schulstandorte wegen zurückgehender Schülerzahlen von der Schließung bedroht sind, mag man im ersten Moment erneut versucht sein, vermeintlich effizientere Einheitslösungen anzustreben. Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich betonen, dass hiermit in keiner Weise pädagogisch gut durchdachte, in das örtliche Umfeld eingebettete und von allen am Schulleben Beteiligten getragene Kooperations- und Integrations-



[Bildung ist zu wichtig geworden,
als dass man einfach nur seine
Schuljahre absitzen könnte ...]

modelle von Schulen bzw. Schularten gemeint sind. Im Gegenteil, die FDP hat sich stets für mehr Offenheit und Vielfalt im Bereich der Schulentwicklung eingesetzt. Aber jede dieser Schulformen muss sich daran messen lassen, inwieweit ihr individuelle Förderung gelingt. Ein politisch als Standard allerorten eingeführtes Einheits-schulmodell, das gänzlich auf äußere Differenzierung nach Schularten sowie innere Differenzierung nach Bildungsgängen oder Leistungsstufen verzichtet und ausschließlich Binnendifferenzierung in einer maximal heterogenen Lerngruppe setzt, würde den Praxistest nicht überstehen.

Qualität im Bildungswesen hängt wesentlich von der Vielfalt und von einem Wettbewerb im besten Sinne ab. Wenn heute in Baden-Württemberg mehr als die Hälfte der Hochschulzugangsberechtigungen nicht am allgemein bildenden Gymnasium erworben werden, ist dies nicht zuletzt den vielfältigen Bildungsgängen insbesondere im Bereich der beruflichen Schulen zu verdanken. Wo es hier an Durchlässigkeit, Kapazitäten oder einer ausreichenden Unterrichtsversorgung mangelt, muss gegengesteuert werden. Hierbei, wie für die Möglichkeiten einer verbesserten individuellen Förderung, ergeben sich durch den Schülerrückgang und dadurch freiwerdende Ressourcen zusätzliche Chancen. Dies setzt voraus, dass diese Ressourcen dem Bildungswesen verbleiben – ein Konflikt zwischen Bildungs- und Finanzpolitikern, der uns noch einige Zeit erhalten bleiben wird.

Fazit

Es ist nach meiner Auffassung die wichtigste bildungspolitische Aufgabe des Staates, die finanziellen und organisatorischen Rahmenbedingungen für das Schulwesen sicherzustellen. Ansonsten sollte der Staat den Schulen so viel Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit lassen wie möglich. Ich bin überzeugt davon, dass in Zukunft der Wunsch der am Schulleben vor Ort Beteiligten nach stärkerer Übernahme von Verantwortung zunehmen wird. Hierzu trägt nicht zuletzt ein in den letzten Jahren deutlich zunehmendes Bewusstsein für den besonderen Wert von Bildung und die sich dadurch eröffnenden Chancen bei. Bildung ist zu wichtig geworden, als dass man einfach nur seine Schuljahre absitzen könnte, gleichgültig, ob mit oder ohne Gewinn. Die Bildungspolitik der kommenden Jahre und Jahrzehnte sollte sich dieses Potenzial eines zunehmend selbstbewussten „neuen Bildungsbürgertums“ für die Schulentwicklung zunutze machen und sie tut gut daran, die Schulen in ihrer Eigenständigkeit hinsichtlich ihres Personals, ihres Budgets und ihrer inhaltlich-pädagogischen Schwerpunktsetzung zu stärken. ✧



Dr. Timm Kern, MdB
bildungs- und wissenschaftspolitischer
Sprecher der FDP/DVP-Landtagsfraktion

Fünfzig Jahre Pädagogische Hochschulen in Baden-Württemberg

Im Gegensatz zu Baden-Württemberg integrierten alle anderen deutschen Bundesländer bis zu den 1990er Jahren die Pädagogischen Hochschulen in die Universitäten. Baden-Württemberg entschied sich damals für die Beibehaltung dieses speziellen Hochschultyps, der somit zu einem Solitär in der Bildungslandschaft wurde. Was zunächst als konservativer Weg angelegt war, eröffnete im Rahmen der Emanzipation der sechs Pädagogischen Hochschulen zunehmend ein innovatives Potenzial, das derzeit rund 8 % der Studierenden dieses Bundeslandes nutzen. Bei konsequenter Weiterentwicklung könnte aus den Pädagogischen Hochschulen nun ein bundesweit einzigartiges Modell entstehen: moderne Bildungsuniversitäten.

Die geteilte Lehrerbildung in Baden-Württemberg

Der Emanzipationsprozess begann mit der Umwandlung der zehn Pädagogischen Institute in Baden-Württemberg zu Pädagogischen Hochschulen am 29. Mai 1962. Damit wurde auch für die nicht-gymnasialen Lehrämter ein wissenschaftliches Studium eingeführt. Mit zunehmender Dynamik wurden weitere maßgebliche Schritte dieser Emanzipation vollzogen:

- Einführung des Promotions- und Habilitationsrechts und damit akademische Gleichstellung mit den Universitäten,
- Forschungs- und Nachwuchsförderung, z.B. Lehrerabordnungsprogramme und Promotionskollegs,

- Erweiterung des Studienangebots auf Bereiche von der frühkindlichen Bildung bis zur Erwachsenenbildung (Bachelor, Master),
- Veränderung der Personalstruktur durch mehr Stellen des akademischen Mittelbaus im Verhältnis zur Zahl der Professoren.

Von der Öffentlichkeit wurden diese Entwicklungen nicht immer hinreichend wahrgenommen. Der Prozess ist allerdings auch noch nicht vollendet – so blieb beispielsweise die Infrastruktur unzureichend, um operative Forschungsbedingungen schaffen zu können, die mit denen der Universitäten vergleichbar sind.

Eine weitere Problematik bestand bisher darin, dass aufgrund der institutionellen Teilung die Zusammenarbeit der gymnasialen Lehrerbildung mit den restlichen Lehramtsstudiengängen zwangsläufig zu kurz kam. Im Unterschied zu anderen Bundesländern existieren in Baden-Württemberg an den Universitäten keine fachdidaktischen Professuren, die das Studium für das Lehramt an Gymnasien mit der Forschungsentwicklung in den Fachdidaktiken verbinden könnten.

Es ist daher ein grundsätzliches Problem zu lösen, weil in einem Lehramtsstudium die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Lehr-/Lernprozessforschung nicht ausgeklammert bleiben kann. Es geht bei der Professionalisierung um Kompetenzen innerhalb der Triade Subjekt, Lerngegenstand und Institutionskontext. Eine monoperspektivische Betrachtung nur einer Seite (z.B. nur des Schülers

und seiner individuellen Schwierigkeiten, nur des „Stoffes“ und seiner spezifischen Inhalte oder nur der Schul-, Unterrichts- oder Sozialform des Lernens) wird der Komplexität des Lernprozesses nicht gerecht. Forderungen der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), der Kultusministerkonferenz (KMK) und der fachdidaktischen Gesellschaften setzten sich daher bundesweit – ohne dass die Bedeutung einer soliden fachwissenschaftlichen Qualifikation in Frage gestellt wird – für eine Verstärkung des bildungswissenschaftlichen und fachdidaktischen Anteils in den Lehramtsstudiengängen ein. Diese Forderung betrifft in Baden-Württemberg vor allem die gymnasiale Lehrerbildung. Somit sollte, statt eine Konkurrenz zwischen Lerner- und Gegenstandsorientierung in Baden-Württemberg zu tradieren, eine sinnvolle Verschränkung der Kompetenzen von Pädagogischen Hochschulen, Universitäten und Staatlichen Seminaren (die in den 1980er Jahren als dritte Institution für die Lehrerbildung hinzukamen) angestrebt werden.

Die institutionelle Frage, wo diese stattfindet, ist dieser Zielsetzung zunächst unterzuordnen. Dennoch sind damit bei allen genannten Institutionen Verlustängste verbunden. Aber eine stärkere Kooperation präjudiziert nicht die institutionelle Verschmelzung, umso mehr, wenn man betrachtet, dass in anderen Bundesländern die Integration der Pädagogischen Hochschulen in die Universitäten damit verbundene Erwartungen nicht erfüllt hat. Entscheidend ist vielmehr die inhalt-

Zukunftsperspektiven

liche und intentionale Abstimmung der Beteiligten. Denkbar wären etwa Zielvereinbarungen, die das Zusammenwirken der Institutionen voranbringen. In einem nächsten Schritt könnte die derzeitige schulartspezifische Lehrerbildung in eine kompetenzorientierte Stufenlehrerbildung überführt werden, worin die jüngst erarbeiteten Module der Lehramtsstudiengänge weitgehend integriert werden könnten, da dieser Folgeschritt bereits mitgedacht wurde. Denkbar wäre ein polyvalent angelegter Bachelor mit einer Spezifizierung im Master. Damit wäre auch eine Parallelität zu allen anderen PH-Studiengängen, etwa in der frühkindlichen Bildung oder Erwachsenenbildung, erreicht.

Der Beitrag der Pädagogischen Hochschulen

Wie auch immer die nächste Reformstufe aussehen wird: Wenn Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Bildungswissenschaften in das Studium integriert sind, muss dieses auch in allen drei Bereichen forschungsbasiert sein.

Die fachdidaktische Forschung ist in Baden-Württemberg jedoch ein Alleinstellungsmerkmal der Pädagogischen Hochschulen: Mit Fachdidaktik ist hier nicht eine der Fachwissenschaft nachgeordnete Vermittlung von Inhalten gemeint, die fachwissenschaftliche Inhalte für die Köpfe der Schüler/innen „didaktisch reduzieren“ soll. Fachdidaktik als wissenschaftliche Disziplin sieht ihre zentrale Aufgabe

darin, die Genese von Fach-Wissen und Fach-Können, also die Schnittstelle zwischen Subjekt und fachlichem Lerngegenstand, zu erforschen. Sie untersucht Lehr- und Lernprozesse, um zunächst zu beschreiben, was der Fall ist, bevor gesagt wird, was getan werden soll. Auf dieser empirischen Basis lassen sich Modelle des Wissenserwerbs formen. Fachdidaktik steht damit nicht im Gegensatz zur Fachwissenschaft, sondern ist ein Kerngebiet der Wissenschaft, die ein/e Lehrer/in, Elementar- oder Erwachsenenbildner/in braucht. Genau hier liegt die Kompetenz der Pädagogischen Hochschulen, die in Baden-Württemberg fachdidaktische Forschung betreiben. Hinzu kommt, dass diese Hochschulen auch in den Bildungswissenschaften, etwa in der Schulpädagogik, mit mehr Professuren ausgestattet sind als die Universitäten, bei denen nur an einzelnen Standorten hierzu Schwerpunkte ausgebaut wurden.

Dagegen können und sollen (auch vom gesetzlichen Auftrag her) die Pädagogischen Hochschulen in der fachwissenschaftlichen Forschung nicht mit den Universitäten konkurrieren, die dort ungleich stärker aufgestellt sind. Die Staatlichen Seminare wiederum haben keinen Forschungsauftrag, sondern sind die richtigen Begleitinstitutionen für den Berufseinstieg. Sie sollten aber konzeptionell einbezogen werden, um eine kohärente Abstimmung in der Professionalisierung der Studierenden zu erzielen.

Daraus ergibt sich in Bezug auf die forschungsbasierende der Studiengänge eine

Aufgabenteilung zwischen Pädagogischer Hochschule und Universität, die nun auch auf das gymnasiale Lehramt übertragen werden muss. Schon jetzt wirken die Kompetenzen der Pädagogischen Hochschulen und Universitäten in einzelnen Projekten zusammen. Diese Maßnahmen sind ohne größere Strukturveränderungen an vielen Standorten ausbaufähig. Regionale Sonderwege sind ergänzend vorstellbar, wenn geographische Hürden einer institutionellen Partnerschaft entgegenstehen.

Insgesamt müssen nun die Weichen für die weitere Entwicklung gestellt werden. Die Zukunft der Pädagogischen Hochschulen ist entscheidend davon abhängig, ob es gelingen wird, ihre spezielle Kombination von Kompetenzen zu erhalten und auf dem Bildungsmarkt zu platzieren, zumal mittelfristig von einem Rückgang der Studierendenzahlen und damit einem steigenden Rechtfertigungsdruck gegenüber der Politik auszugehen ist.

Wohin die Entwicklung langfristig gehen kann, ist schwer prognostizierbar. Es ist durchaus denkbar, dass die Pädagogischen Hochschulen auch weitere Teile der gymnasialen Lehrerbildung übernehmen. Sie müssen dies aber in ihrer Eigenschaft als Spezialhochschulen für Bildung auf Augenhöhe mit den Universitäten tun. Dabei könnten sie eine ähnliche Stellung einnehmen wie zum Beispiel Technische Universitäten oder Kunstakademien, die ebenfalls universitäre Spezialhochschulen sind. Um dieser Weiterentwicklung einen angemessenen Namen zu geben,



[... die Weiterentwicklung zu Bildungswissenschaftlichen Universitäten ...]

hat die Landesrektorenkonferenz der Pädagogischen Hochschulen im April 2011 vorgeschlagen, die Pädagogischen Hochschulen in *Bildungswissenschaftliche Universitäten* umzubenennen. Sie könnten zunehmend neue Felder im Bereich der Bildungsforschung und auch in der Lehre erschließen, darunter zum Beispiel die wissenschaftliche Weiterbildung.

Die Ausstattung müsste dafür vor allem in der Forschungsinfrastruktur gestärkt werden. Somit ist die Weiterentwicklung zu *Bildungswissenschaftlichen Universitäten* neben einer politischen auch eine ökonomische Frage. Daher lautete ein Prüfauftrag der vorigen Landesregierung, ob eine Fusion der Pädagogischen Hochschulen zu einer einzigen Verbunduniversität realisierbar wäre. Der Vorteil einer solchen Lösung wurde darin gesehen, die Spannung zwischen Konkurrenz und Kooperation aufzulösen, die die sechs kleinen Hochschulen zwangsläufig aushalten müssen. Nachteile eines solchen Systems sind jedoch der ständige Abstimmungsbedarf und die Ferne des Präsidiums zu Diskussionen vor Ort, selbst bei einer föderalen Lösung, die möglichst viel Autonomie erhält. Daher wurde das Modell von der Landesrektorenkonferenz der Pädagogischen Hochschulen nicht befürwortet.

Nach dieser Weichenstellung ist nun zu entscheiden, ob und wie der Emanzipationsschritt zu *Bildungswissenschaftlichen Universitäten* umgesetzt werden kann – über gemeinsam vereinbarte Parameter für den neuen Hochschultyp oder sogar über differenzierte regionale Lösungen.

Wie sieht die Zukunft der Pädagogischen Hochschulen aus?

Ob der letzte emanzipatorische Schritt nach fünfzig Jahren Entwicklungsarbeit konsequent gegangen wird, ist von den politischen Entscheidungsträger/innen nun zu diskutieren. Es ist aber eine nicht ganz unrealistische Vision, dass die letzten Pädagogischen Hochschulen Deutschlands die ersten *Bildungswissenschaftlichen Universitäten* werden könnten.

Die Zeichen stehen derzeit zumindest für den ersten Schritt, den stärkeren Einbezug der gymnasialen Lehrerbildung, politisch günstig, auch wenn dazu noch viele Detailverhandlungen zu führen sind.

Wie darüber hinaus die demografische Entwicklung ohne Einschnitte aufgefangen werden kann, hängt vor allem von der Leistungsfähigkeit der Pädagogischen Hochschulen und damit von ihrer Unentbehrlichkeit ab.

Betrachtet man die engagierten Kolleginnen und Kollegen, die die Arbeit vor Ort tragen, kann man in dieser Hinsicht zuversichtlich in die Zukunft blicken. ☞



Prof. Dr. Martin Fix
Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz der Pädagogischen Hochschulen Baden-Württembergs,
Rektor der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg

1962 – 2012 – 2062

Die Pädagogische Hochschule Freiburg hat in den letzten fünfzig Jahren eine beeindruckende Entwicklung erlebt. Hervorgegangen aus konfessionellen Akademien für Lehrerbildung wurde ihr 1971 der offizielle Rang einer wissenschaftlichen Hochschule bestätigt. Begonnen hat sie mit 500 Studierenden; heute beleben rund 5.000 den Campus. Damals noch eine Lehrerausbildungsstätte ist sie heute eine „bildungswissenschaftliche Universität“. Nachdem Promotions- und Habilitationsrecht nun zum Alltag der Pädagogischen Hochschule gehören, wird gegenwärtig das Thema „Forschungsintensivierung“ mit Priorität vorangetrieben.

Wie wird sich unsere Hochschule in den nächsten fünfzig Jahren entwickeln? Als Hellscherin möchte ich mich nicht betätigen – aber die Bedingungen lassen sich skizzieren, unter denen sich die Pädagogische Hochschule in den kommenden Jahren wahrscheinlich bewähren muss.

Mega-Trends beherrschen die Schlagzeilen in den Medien, die Zukunftsforscher als beeinflussende Faktoren für die kommenden Jahre vorhersagen. Einige werden für die Entwicklung der Hochschule von eminenter Bedeutung sein: Globalisierung, Klimaveränderung, Energiegewinnung, Rohstoffverbrauch, Gesundheit, demografischer Wandel.

Auswirkungen dieser Faktoren müssen in der bildungswissenschaftlichen Diskussion thematisiert werden. Zwei Aspekte hebe ich heraus, die mir als besonders wichtig für die künftige Arbeit der Pädagogischen Hochschule erscheinen: demografischer Wandel und Globalisierung.

demografischer Wandel und Globalisierung.

Demografischer Wandel

Im Jahre 2050 werden in Deutschland rund 35 % der Bevölkerung über 60 Jahre alt sein; Menschen über 40 bilden nach Auskunft der Statistik bereits in weniger als zehn Jahren die Mehrheit in der Bevölkerung. Die Menschen in Deutschland leben länger, aber die Bevölkerung verringert sich wohl unausweichlich. 2050 wird der Anteil der arbeitenden Menschen nur noch halb so groß sein wie heute. Die Rentenproblematik wird sich damit gewaltig verschärfen, wenn keine Korrekturen erfolgen.

Lösungsmöglichkeiten bieten sich an durch Zuwanderungen, höheren Frauenanteil bei den Erwerbstätigen und die Fortentwicklung der Wissensgesellschaft.

Hier setzen die Chancen und Herausforderungen für Pädagogische Hochschulen an: Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten werden mit folgenden Schwerpunkten ausgebaut, differenziert und in ihrem Stellenwert erhöht werden:

- frühkindliche Erziehung,
- Deutsch lernen, Fremdsprachen lernen,
- Gesundheitsmanagement durch Prävention und Rehabilitation,
- naturwissenschaftliche Ausbildung der Mädchen und jungen Frauen,
- Verknüpfung von Forschung und Weiterbildung,
- Integration der Zuwandernden,
- Weiterbildung für alle Altersklassen.

Globalisierung

Unser Alltagsleben wird von der Globalisierung seit langem beeinflusst: weltweite Arbeitsteilung, Exportabhängigkeit, unsichere Arbeitsplätze, große Ungleichgewichte bei Armut und Reichtum. In unserer Gesellschaft wird der Demografiefaktor eine noch entscheidendere Rolle spielen. Die Weiterbildung, auch in der gesamten beruflichen Karriere, wird größere Bedeutung erhalten: Weshalb die *Akademie für wissenschaftliche Weiterbildung* an der Pädagogischen Hochschule Freiburg ein wichtiger und wesentlicher Baustein ist, da sie unter anderem eine in unserer heutigen Arbeitswelt, möglicherweise nicht nur bei älteren Arbeitnehmer/innen, notwendige berufliche Neuorientierung begleitet, sondern auch wissenschaftlich untermauerte, im Berufsalltag von Pädagog/innen und in der Wirtschaft überprüfte Coaching-Seminare anbieten kann.

Während unsere Bevölkerung altert und abnimmt, wächst die Erdbevölkerung rasant. Lebensführung und Arbeitswelt sind dabei, sich erheblich zu verändern. Junge Menschen aus Entwicklungs- und Schwellenländern werden auf die Märkte und selbstverständlich ebenso auf die Bildungsmärkte drängen.

Das wird für die Pädagogische Hochschule bedeuten, weitere fachbereichsübergreifende Ansätze für Forschung und Lehre zu entwickeln und neue Sonderforschungsbereiche zu akquirieren. Sich intensiver zu öffnen und die Inter-


Entwicklungsaspekte für die Pädagogische Hochschule Freiburg

nationalisierung voranzutreiben, die Erwachsenenbildung zu intensivieren sowie die Überlegungen zur Bildung und Ausbildung von Migrant/innen auszuweiten. Die Gesundheitspädagogik für die Erziehung, für den schulischen, außerschulischen und beruflichen Bereich auszubauen, die Angebote in der Seniorenweiterbildung neu zu gestalten, die Vertiefung wie die Erweiterung des eigenen Bildungsauftrags stets erneut zu überprüfen und wahrscheinlich auch umfassender in die Gesellschaft hinein zu kommunizieren, das werden vorrangige Ziele der Hochschule sein.

An Gewicht und Qualität der bildungswissenschaftlichen Forschung und ebenso an die Leitungsgremien dieser bildungspädagogischen Einrichtungen müssen höchste Erwartungen gestellt werden.

Diese nötigen umfassenderen Ansätze und die daran geknüpften Erwartungen für unsere Zukunft lassen sich zurzeit leider nur zum kleineren Teil durch Gremienbeschlüsse und wissenschaftliche Einzelleistungen an der Hochschule anstoßen. Gesellschaft und Politik des Landes sind in der Pflicht, verwaltungstechnische wie finanzielle Voraussetzungen dafür zu schaffen.

Die Pädagogische Hochschule Freiburg wird mit ihren Möglichkeiten zu den Institutionen gehören, die mithelfen, Lösungen für die heute bereits erkennbar drängenden Probleme unserer Gesellschaft zu entwickeln und Personen in Lehre und Forschung theoretisch und berufspraktisch bestens auszubilden.

Da die Aufgaben gewaltig sind, muss das jedoch ebenso bedeuten, dass die politischen Kräfte des Landes die Hochschule als eine bildungswissenschaftlichen Universität anerkennen. 



Anne-Kathrin Deutrich
ehem. Vorstandssprecherin der SICK AG
Waldkirch, seit 2000 im Hochschulrat
der Pädagogischen Hochschule Freiburg,
seit 2006 dessen Vorsitzende

100 Jahre Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg

In den letzten 100 Jahren haben unsere Vorgänger/innen in Baden-Württemberg ein exzellentes, ausdifferenziertes Hochschulsystem aufgebaut und beharrlich an der Spitze der globalen Wissensgesellschaft gehalten. Seit langem schon unbestritten gehören zu diesem System die Bildungswissenschaftlichen Universitäten Baden-Württembergs.

Gegründet 1962 als Pädagogische Hochschulen, wurden die Bildungswissenschaftlichen Universitäten 1971 im „Gesetz über die Rechtsstellung der Pädagogischen Hochschulen und der Berufspädagogischen Hochschule“ zu *Wissenschaftlichen* Hochschulen erklärt. 1978 erhielten sie das geteilte *Promotionsrecht*, d.h. sie durften in Kooperation mit einer Universität promovieren. Dieses geteilte Promotionsrecht wurde dann 1987 zum ungeteilten Promotionsrecht erweitert. 1997 verlieh das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg den Hochschulen das geteilte Habilitationsrecht; mit dem neuen Landeshochschulgesetz aus dem Jahre 2005 wurde es zu einem uneingeschränkten Habilitationsrecht erweitert. Seit 2005 waren folglich die Pädagogischen Hochschulen eigenständige wissenschaftliche Hochschulen mit universitärem Status.

Jede Institution, die so lange Bestand hat, durchlebt Krisen und muss sich in Reformen bewähren. Zur letzten großen Herausforderung für unseren Hochschultyp kam es vor fünfzig Jahren – im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts – und zu ihrer Bewältigung bedurfte es

einer umfassenden Strukturreform. Über sie und ihre Folgen für unsere Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg will ich heute rückblickend berichten, denn sie wurde zur Grundlage des andauernden Erfolgs der baden-württembergischen Bildungswissenschaftlichen Hochschulen, später auch in der gesamten Bundesrepublik und damit unseres modernen Lehrerbildungssystems.

Kluge Entscheidungen

Ausgelöst durch sinkende Schülerzahlen wurde immer wieder über die Anzahl der damaligen Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg diskutiert und in der Folge kam es in den 1980er Jahren auch zu Schließungen. In den anderen deutschen Bundesländern wurden die Pädagogischen Hochschulen in den 1970er und 1980er Jahren in die Universitäten integriert; 2000 wurde dies auch in Baden-Württemberg diskutiert, aber der damalige Ministerpräsident Erwin Teufel entschied sich dagegen. 2010 sah es so aus, als sollte es zu einer Fusion aller sechs Pädagogischen Hochschulen kommen, aber auch dieser Plan wurde nicht verwirklicht.

Hintergrund der weiteren Entwicklung waren Kritikpunkte, die schon seit 2001 an der Lehrerbildung in Deutschland durch renommierte Forscher wie Jürgen Baumert (ehemals Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin) oder Ewald Terhardt (Universität Münster) formuliert worden waren. Diese wiesen insbesondere darauf hin, dass die universitäre Phase der

Lehramtsausbildung kaum an den für das Berufsfeld Schule erforderlichen Kompetenzen ausgerichtet worden war. Um dies positiv zu verändern, wurden in einigen Bundesländern sog. *Professional Schools* für Lehrerbildung gegründet. Nachhaltige Erfolge blieben jedoch aus und immer wieder hörte man, wie klug es Baden-Württemberg mit dem Erhalt der Pädagogischen Hochschulen gemacht hätte.

Diese wurden stetig systematisch aufgewertet. Sie durften die Studiengänge des Berufsschullehramtes – in Kooperation mit den Fachhochschulen – anbieten. Außerdem entwickelten die Hochschulen bildungswissenschaftliche Bachelor- und Masterstudiengänge; wir in Freiburg beispielsweise für „Frühe Bildung“, „Gesundheitspädagogik“ oder „Deutsch als Zweit- und Fremdsprache“. Schließlich wurden 2011 die Lehramtsstudiengänge für die Grund-, Haupt-, Werkreal- und Realschule auf acht Semester Regelstudienzeit ausgeweitet und eine enge Kooperation mit den Staatlichen Seminaren in Bezug auf die zweite Phase der Lehrerbildung umgesetzt.

In der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts wurden die Bildungswissenschaftlichen Universitäten Baden-Württembergs endgültig als Zentren der Lehrerbildung und der schulbezogenen Bildungsforschung etabliert.

Ein erster Schritt war der neue Name, den die Hochschulen anlässlich ihres 50-jährigen Jubiläums erhielten: 2012 verkündete die damalige Wissenschaftsministerin Theresia Bauer, die Pädagogischen Hoch-

Aus einer Rede zum Dies Academicus im Jahre 2062

schulen würden nunmehr in „Bildungswissenschaftliche Universitäten“ (BU) umbenannt.

Es folgte die Kooperation in der gymnasialen Lehrerbildung mit den Universitäten. In einem Pilotversuch der damaligen Pädagogischen Hochschule Freiburg mit der Universität Konstanz war dies erfolgreich getestet worden. In einer ersten Phase kooperierten die BUen mit den Universitäten in der Fachdidaktik und den Bildungswissenschaften. In einer zweiten Phase entschied die damalige Landesregierung, das Lehramt umfassend – eine Vorstufe hatte bereits die Lehramtsreform 2011 umgesetzt – stufenbezogen einzuführen, die Verantwortung hierfür den Bildungswissenschaftlichen Universitäten zu übertragen. Und zugleich Universitäten, Fachhochschulen und Bildungswissenschaftliche Universitäten mit ihren jeweiligen Kompetenzen integrativ einzubeziehen.

Schließlich wurde auch das alte Staatsexamen abgeschafft und die Lehrerbildung komplett auf die europäische Bachelor-Master-Struktur umgestellt. Im Rahmen der damit verbundenen Studienstrukturreform kam es zu umfangreichen Reformen in der Lehrerbildung:

- So wurde die Studiendauer aller Lehrämter einheitlich auf fünf Jahre festgelegt. Dies war der Einsicht geschuldet, dass weder die Tätigkeitsanforderungen, noch die entsprechenden Kompetenzprofile und ihre akademischen Grundlagen einen Unterschied in der Studiendauer der verschiedenen Lehrämter rechtfertigt.
- In allen Lehramtsstudiengängen wurde

der Erwerb konzeptionell-analytischer Kompetenz mit dem Erwerb von reflexiv gesteuerter Handlungskompetenz kombiniert.

- Vorbildlich gestaltet wurde zudem die Verbindung mit der *Zweiten Phase* der Lehrerbildung im Rahmen der Ausbildung durch die Staatlichen Seminare. Diese sah z.B. die grundsätzliche Möglichkeit vor, eigenes Handeln vorzubereiten und eigene Erfahrungen reflexiv aufzuarbeiten. Ausbilder/innen unterstützten die Vor- und Nachbereitung des eigenen Unterrichts, Mentor/innen standen bei allen Fragen des Unterrichts als Berater/innen zur Verfügung und die Bewertung erfolgte durch Ausbilder/innen, Mentor/innen und Schulleiter/innen in einem System von „checks and balances“.

Diese neue Struktur entsprach erstmals in Baden-Württemberg dem Bild einer berufsbiografisch reflexiven Ausbildungspraxis, in der die analytisch-theoretische und berufspraktische Expertise schrittweise entwickelt wird.

Exzellente Fortentwicklung

Eine letzte wichtige Strukturmaßnahme in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts erweiterte den Auftrag der Bildungswissenschaftlichen Universitäten um die Lehrerfortbildung. Deren inhaltliche Verantwortung lag nun bei den BUen, während die Umsetzung in Kooperation mit den Landesakademien und den Oberschulämtern erfolgte.

Die Fortentwicklung der Bildungswissenschaftlichen Universitäten erfolgte nicht nur in Bezug auf die Lehre, sondern auch auf die Forschung. Bildungsforschung hatte in Baden-Württemberg einen eher geringen Stellenwert. Dies änderte sich ebenfalls vor fünfzig Jahren.

Trotz ihrer unzureichenden Ausstattung hatten die ehemaligen Pädagogischen Hochschulen in der schulbezogenen Bildungsforschung zunehmend Erfolge aufzuweisen, dies galt besonders für Freiburg.

Anfang des 21. Jahrhunderts konnten in Freiburg zunehmend Kolleg/innen berufen werden, die in kompetitiven Verfahren erfolgreich renommierte Drittmittel (z.B. DFG oder BMBF) einwarben. Ein Höhepunkt vor fünfzig Jahren war die Förderung eines Forschungsverbundes im Rahmen des 7. EU-Forschungsrahmenprogramms, unter Leitung der Mathematikdidaktikerin Katja Maaß. 2010 wurde in Zusammenarbeit mit der Universität Freiburg der *Kompetenzverbund Bildungs- und Unterrichtsforschung* (KeBU) gegründet. Diesem gelang es in der Folge, zahlreiche Forschungsprojekte und Graduiertenkollegs bei DFG, EU, Bund und Land einzuwerben.

Diese Erfolge verdankt die Bildungswissenschaftliche Universität Freiburg nicht zuletzt einer Wissenschaftspolitik, die im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts einsah, dass dieser Hochschultyp mit vergleichsweise geringem Mitteleinsatz angemessen ausgestattet werden kann. Die entsprechenden Zahlen aus dem Jahre 2010 muten heute völlig unglaublich



[... strukturelles und inhaltliches Vorzeigemodell ...]

an, aber in der Tat verfügte die damalige Pädagogische Hochschule Freiburg über einen regulären Sachmittelletat von 150.000 Euro sowie 1,9 Mio. Euro aus Studiengebühren für 4.700 Studierende und 250 Professor/innen, Akademische Mitarbeiter/innen und Administrativpersonal.

Die Landesregierung restrukturierte zudem die Stellenpläne der BUen. Auch diese längst fällige Maßnahme sei in ihrer Notwendigkeit an Beispielen aus der ersten Dekade illustriert:

- Außer der Kanzlerstelle verfügte die Hochschule in Freiburg damals in der Verwaltung über keine Stelle des höheren Dienstes, wiewohl ihre Aufgaben sich qualitativ mitnichten von denen einer Universität unterschieden.
- Die Hochschule verfügte über praktisch keine strukturellen Qualifikationsstellen, obwohl sie Nachwuchsförderungen betreiben sollte.
- In der Regel kam auf sieben Professuren eine Sekretariatsstelle.

Solche Zustände kann man sich heute, hundert Jahre nach der Einrichtung der Bildungswissenschaftlichen Universitäten in Baden-Württemberg, kaum noch vorstellen.

Heute können wir wirklich stolz auf das Erreichte sein. Dies zeigt sich nicht zuletzt daran, dass in den folgenden Jahrzehnten die baden-württembergischen Bildungswissenschaftlichen Universitäten verdient zu dem strukturellen und inhaltlichen Vorzeigemodell einer professionellen Lehrkräftebildung und Lehrkräftefortbildung in ganz Deutschland wurden. <



Prof. Dr. Ulrich Druwe
Rektor der Pädagogischen
Hochschule Freiburg

Lehre, Studium und Weiterbildung an der BWU Freiburg

Wenn am 29. Mai 2062 in einem Festakt im Ludwigsburger Residenzschloss an die Einrichtung der Bildungswissenschaftlichen Universitäten im Jahre 1962 – damals noch „Pädagogische Hochschulen“ genannt – erinnert wird, kann das Land auf ein Jahrhundert erfolgreicher Entwicklung einer bis heute in der bundesdeutschen Bildungslandschaft einzigartig gebliebenen Hochschulform zurückblicken. Lehre und Studium mussten sich dabei immer wieder an die Erfordernisse der Zeit anpassen, so etwa an die zunehmende Professionalisierung im Bereich Bildung und Erziehung, an den demografischen Wandel der letzten Jahrzehnte, an die gewandelten Voraussetzungen für gesellschaftliche Partizipation, an die erforderliche Nachhaltigkeit von Entwicklung.

Zentrale Wegmarken in der Entwicklung der Bildungswissenschaftlichen Universität (BWU) Freiburg lassen erkennen, wie unsere Universität auf diese Anforderungen reagierte und in ihrem Rahmen agierte.

Wissenschaftliche Lehrerbildung

Mit der Umwandlung der Pädagogischen Akademien in wissenschaftliche Hochschulen zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entsprach man der Forderung nach einer wissenschaftlich fundierten Lehrerbildung, einer Forderung, die seit Beginn der Weimarer Republik auf der Agenda von Lehrerver-

bänden und einer interessierten Öffentlichkeit gestanden hatte. Die ersten Jahrzehnte waren davon geprägt, dass Erziehungswissenschaft, Psychologie, Grundlagenwissenschaften und Fachdidaktiken als wissenschaftliche Disziplinen ausgebaut wurden. Dieser Ausbau wurde einer Integration in die Landesuniversitäten vorgezogen und führte konsequenterweise zum eigenständigen Promotions- und Habilitationsrecht.

Studienreformen

Die Studienreformen im europäischen Kontext um das Jahr 2000, damals als „Bologna-Prozess“ bezeichnet, schlossen diese Entwicklung ab. Sie führten schließlich zur ersten Systemakkreditierung einer BWU – man war damals der Überzeugung, den Erfolg einer wissenschaftlichen Ausbildung durch strukturell abgesicherte Formen des „Qualitätsmanagements“ auch in der Lehre sicherstellen zu können. Später verstand man besser, welche Bedeutung der Ausbildung der Lehrenden in hochschuldidaktischen und lehrpraktischen Fragen zukommt und so wurde der Hochschul-Vorbereitungsdienst als Berufseinstiegsphase für alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Lehraufgaben eingeführt. Die BWU Freiburg gehörte zu den Pionieren dieser Entwicklung und macht interessierten Hochschulen für zahlreiche Fächer bis heute passgenaue Angebote.

Demografischer Wandel

Zu einer besonderen Herausforderung wurde die Krise der Bildungssysteme in den 2020er Jahren: Der demografische Wandel führte zu einem starken Rückgang der Schülerzahlen, die Bildungspolitik hielt die Wahlversprechen einer Nutzung der entstehenden „demografischen Rendite“ für Qualitätsverbesserungen an den Schulen (kleinere Klassenteiler) nicht, und das Interesse an einem Lehramtsstudium ging angesichts der geringen Beschäftigungsaussichten rapide zurück. Die Zahl der Studierenden sank zwischenzeitlich um fast 50 %. Dies konnte in den Folgejahren durch zwei Trends aufgefangen werden:

- Etwa ein Drittel der Studierenden befinden sich heute in bildungswissenschaftlichen Weiterbildungsstudiengängen, die dem selbstverständlich gewordenen Konzept des lebenslangen Lernens gerecht werden.
- Ein weiteres Drittel – jede/r zweite grundständig Studierende – hat ein Studien- und Berufsziel außerhalb der traditionellen Lehramtsausbildung.

Die BWU hatte nun auch erstmals ebenso viele männliche wie weibliche Studierende.

Lehramtsausbildung

Die Aus- und Weiterbildung von Lehrer/innen blieb in ihrer gesamten Geschichte eine zentrale Aufgabe der BWU. Die Kette der Lehramtsprüfungsordnungen spie-

Ein Rückblick auf hundert Jahre

gelt den Wandel der Ausbildungskonzepte wider: 2011, 2019 und 2028 wurden die Prüfungsordnungen noch vom Kultusministerium dekretiert. Sie stellten die Studiendauer zuerst auf vier, dann konsequent auf fünf Jahre und auf eine Bachelor-Master-Struktur um. Sie schufen die stufenspezifischen Lehrämter für die Elementarstufe, für die Primarstufe, für die Sekundarstufen und für die Weiterbildungsstufe. Mit der Prüfungsordnung von 2032 wurde das staatliche Prüfungsmonopol aufgehoben, seit diesem Wendepunkt wird die Lehrerausbildung von der BWU autonom, ausschließlich nach fachlichen und akademischen Gesichtspunkten, geregelt.

Zugleich wurde die integrierte einphasige Lehrerausbildung umgesetzt und es wurde das *Studium generale friburgensis* auch auf den Lehramtsbereich übertragen. 2041 und 2055 wurde schließlich das Radius-500-Semester eingeführt, d.h., die Studierenden müssen seitdem verpflichtend entweder einmal einen Hochschulwechsel vornehmen oder alternativ ein Gastsemester an einer Partneruniversität mindestens 500 km von Freiburg entfernt absolvieren.

Ferner wurde das Querqualifizierungsprogramm gestartet, das Studienabsolvent/innen wegen der seinerzeit geringen Einstellungsmöglichkeiten an Schulen den Weg in andere Berufe ebnete, und anschließend das Seiteneinsteiger-Expressprogramm, um dem derzeit wieder eingetretenen Lehrermangel zu begegnen.

Gesprächsorientiertes Studium

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Vorstellungen, wie Prozesse der Bildung und Ausbildung in einem Studium angelegt sein sollten, mehrmals gewandelt. Stand bis zur Jahrtausendwende oft die Orientierung an inhaltlich bestimmten Kanons im Mittelpunkt, so schlossen sich das Leitbild des kompetenzorientierten und dann des autonomen Studiums an, schließlich das heutige des gesprächsorientierten. Diese Entwicklung spiegelt sich noch heute in der baulichen Gestaltung der Universität auf dem Campus I in Littenweiler und auf dem Campus II, dem früheren Stadthallengelände, wider – im KG 8 mit seinen Hörsälen, im KG 9 mit seinen Studienlabors und im KG 10 mit den Studientreffpunkten, die auch in die Alumniarbeit einbezogen sind.

Kontinuitätslinien?

Lassen sich Linien ausmachen, die sich über ein Jahrhundert kontinuierlich durch die Entwicklung von Lehre und Studium an der BWU ziehen? Zu den Kandidaten hierzu gehören sicherlich eine die Einzeldisziplinen übergreifende wissenschaftliche Ausbildung, der durch theoretische Analyse geschulte Blick auf die Praxis von Bildung und Erziehung, kommunikative Offenheit – aber auch das Element von Kontingenz im Bildungsbegriff, wie es ein Festvortrag zum Dies Academicus vor fünfzig Jahren einmal formulierte. <



Prof. Dr. Hans-Werner Huneke
Prorektor für Lehre und Studium an der
Pädagogischen Hochschule Freiburg

Forschung an der Pädagogischen Hochschule

Das Dilemma der Zukunftsforschung ist, dass sie über ihre Vermutungen publizieren muss, bevor sie überprüft werden können und sich damit dem Vorwurf der puren Spekulation ausgesetzt sieht. Da ich an dieser Stelle aber keine Zukunftsforschung betreiben will, sondern Forschungszukunft entwerfen möchte, will ich mich der Versuchung ergeben, einen Rückblick aus der Vorschau zu unternehmen: Was könnte in fünfzig Jahren in der Festschrift über fünfzig Jahre Forschung im 21. Jahrhundert zu finden sein? *Wishful thinking* sei dabei erlaubt.

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts haben die Disziplinen, die sich mit dem Lernen befassen, immer wieder neue Fragen entwickelt und sich vielfach umstrukturiert. Geblieben ist das Interesse an individuellen Bildungsprozessen und ihren gesellschaftlichen Bedingungen.

Nach der vielbeschworenen empirischen Wende in den Bildungswissenschaften hatte das neue Jahrtausend ein starkes Interesse an der Vermessung der Bildung angestoßen. Dass Bildung ein gesellschaftliches „Mega-Thema“ war, hatten Politiker/innen bereits deutlich artikuliert und in immer neuen globalen Bildungsstudien die Defizite der Bildungssysteme ausgelotet. Auch die Pädagogische Hochschule beteiligte sich hier an vorderster Front. Sie sah ihre Aufgabe darin, den globalen Blick auf Bildungsbilanzen um den verstehenden Einblick ins Feld zu bereichern. Dabei profitierten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaft-

ler von der Perspektivenvielfalt der Erziehungswissenschaften, Psychologie, Soziologie und der Fachdidaktiken und bauten die Pädagogische Hochschule zu einem Zentrum bildungswissenschaftlicher Forschung in Kooperation mit vielen nationalen und internationalen Partnern aus.

Mit den Jahren wurde der Politik klar, dass Bildungsprozesse nicht allein aus der Vogelperspektive zu erfassen oder gar zu gestalten sind. Bildungsforschung und Bildungsberatung muss auch auf der mittleren Ebene erfolgen: Soziale Prozesse und fachliche Lernprozesse, Lehrerhandeln und komplexe Lernumfelder in Schule und Kindergarten, das waren die Stärken bildungswissenschaftlicher Forschung an der Pädagogischen Hochschule Freiburg in den ersten Jahrzehnten. Und mit diesen Themen konnte sie in der Forschung neue Akzente setzen. Aufbauend auf den bestehenden Strukturen entwickelte sie überregional genutzte Angebote der Forschungs- und Nachwuchsförderung in der empirischen Forschung in den Bildungswissenschaften.

Förderung des Landes und Bundes

Auch die Forschungsförderung des Landes und des Bundes entdeckte diese Themen und schuf Programme zur Förderung bildungswissenschaftlicher Forschung auf allen Ebenen, an denen sich die Pädagogische Hochschule beteiligte – inzwischen unter dem Namen „Bildungswissenschaftliche Universität“ oder kurz „Freiburger Bildungsuni“.


Besonderen Auftrieb erhielt die Bildungsuni dadurch, dass sie im Jahr 2020 den staatlichen Auftrag zur Weiterbildung in allen pädagogischen Bereichen bekam. Aus einer Gelegenheitsweiterbildung mit Alibifunktion wurde ein Programm des CPD (continuous professional development – der Anglisierungs- und Akronymtrend in der Wissenschaft endete erst mit den späten 2050er Jahren). Die Freiburger Bildungsuni (FBU) entwickelte sich zu einem der größten Anbieter von Weiterbildungszertifikaten und Masterprogrammen im Bildungsbereich. Diese wurden dank der neuen 4D-Virtual-Workshop-Technology in ganz Deutschland genutzt.

In den 2040er Jahren wurden Bildungsthemen, die sich schon lange angedeutet hatten, gesellschaftlich immer virulenter. Probleme der Bildungsgerechtigkeit und der Integration vieler zugewandeter Kulturen und sich herausbildender (Sub-)Kulturen (z.B. die Wähler der PdNA, der Partei der Nichtarbeitenden) wurden zu einer unmittelbaren Bedrohung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den sozialen Frieden. Von der Freiburger Bildungsuni wurde erwartet, dass sie hier substantielle theoretische und empirische Grundlagen lieferte für eine Weiterentwicklung des Bildungssystems in der inzwischen abgespaltenen Süddeutschen Wirtschaftsunion. Viele neue Bildungskonzepte wurden in den letzten beiden Jahrzehnten entwickelt, erprobt und in Zusammenarbeit mit der Bildungspolitik implementiert: Bildungshäuser, die generationenübergreifende Lernsituati-



Die Jahre 2012 – 2062

onen gestalteten oder Neigungsschulen, die frühzeitig Begabungen erkannten und förderten.

Heute, im Jahre 2062, ist klar: An Fragen der Bildung wird sich entscheiden, ob Europa künftig den Anschluss an die Bildungsriesen China und Südkorea endgültig verlieren wird oder ein Modell für einen nachhaltig agierenden, demokratischen Bildungsraum etablieren kann. Die Bildungsuni wird auch in Zukunft mit innovativen Bildungskonzepten und solider bildungswissenschaftlicher Forschung dazu beitragen. 



Prof. Dr. Timo Leuders
Prorektor für Forschung an der
Pädagogischen Hochschule Freiburg

Eine Zeitreise

Sie kennen sicherlich alle den Witz, dass ein Mediziner, ein Physiker und ein Lehrer in einer Zeitmaschine fünfzig Jahre in die Zukunft reisen. Dort angekommen ist der Mediziner überwältigt von dem methodischen, technischen und theoretischen Fortschritt und muss eine mehrmonatige Weiterbildung besuchen, bevor er seine Berufskollegen tatkräftig unterstützen kann. Dem Physiker geschieht Gleiches. Allein der Lehrer setzt sich zu seinen Kolleginnen und Kollegen und darf am nächsten Tag direkt mit dem Unterricht anfangen.

Nun ist natürlich nicht anzunehmen, dass die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und den Fachinhalten sowie didaktischen Umsetzungen in der Schule sich derart entzweit – schließlich ist es nur ein Witz. Außerdem ist auch nicht zu vermuten, dass sich unsere Aufgabe im Bildungswesen zukünftig allein darauf fokussiert, an formalen und strukturellen Schrauben zu drehen, während für die Inhalte selbst kaum noch Zeit bleibt. Aber eine fundierte Prognose zu wagen, wie die Pädagogische Hochschule Freiburg in fünfzig Jahren dasteht, fällt mir schwer. Ob es die Hochschule dann überhaupt noch gibt? Falls ja, hoffe ich, dass sie in ihrer Entwicklung nicht stagniert, sondern den notwendigen Raum zur Entfaltung bekommen und diesen auch genutzt haben wird.

Nachdem ich in der Planung dieses Beitrags die verschiedensten Zukunftsszenarien erstellt, diese jeweils mit einer prognostizierten Entwicklung potentieller Einflussfaktoren abgeglichen und als Resultat gleich

wieder gelöscht hatte, war mein virtuelles Papier auf dem Computerbildschirm abends genauso leer wie am Morgen. Acht Stunden Arbeitszeit und kein Ergebnis – was würde da wohl der Kanzler sagen? In meiner aufkommenden Verzweiflung beschloss ich, das zu tun, was wahrscheinlich viele in dieser Situation getan hätten: Ich suchte Expertenrat.

Und wo findet man bessere Expert/innen für Zukunftsfragen, als im nächtlichen Abendprogramm der privaten Fernsehsender? Gegen Mitternacht des anbrechenden nächsten Tages saß in meinem Fernseher eine Dame, die eine Zukunftsprognose für das Jahr 2012 anbot.

Ob sie vertrauenswürdig aussah? – Nicht wirklich. Aber ich wusste ja, dass der äußere Eindruck täuschen kann und rief trotz vorherrschender Skepsis an. 94 Telefonversuche später war ich mit ihr verbunden und fragte, ob sie auch eine Prognose für das Jahr 2062 erstellen könne. Weiterhin, ob dies auch entpersonalisiert für eine ganze Pädagogische Hochschule gelingen könne. Nun schien sie skeptisch, sagte aber letztlich zu und mischte ihre speckig-glänzenden Karten.

Sieben Nächte voller Telefoninterviews später, die finanziell einem mittleren DFG-Projekt gleichkamen (schon wieder denke ich an den mahnenden Blick des Kanzlers), hatte ich, was ich brauchte. Zwar nur kleine Blitzlichter, aber zumindest acht Entwicklungen, die sich in den nächsten fünfzig Jahren an der Pädagogischen Hochschule Freiburg ergeben haben werden. Zumindest laut der Expertin für Zukunftsfragen im

Fernsehen. Ich erlaube mir an dieser Stelle, diese Erkenntnisse kommentarlos zusammenzufassen.

Zukunftsträchtige Entwicklungen

1) Nach der C-Besoldung und der W-Besoldung für Professuren wird aufgrund der Finanzlage die OJE-Besoldung eingeführt werden. Durch den sich dadurch ergebenden Mangel an Bewerberinnen und Bewerbern werden zur Besetzung von Professuren die Qualitätsstandards geändert werden. Neben den habilitationsäquivalenten Leistungen werden auch die promotionsäquivalenten Leistungen als Voraussetzung gestrichen, es reicht ein durchschnittlicher Studienabschluss. Dieser kann allerdings in einem komplexen Punktesystem durch nachgewiesenes soziales Engagement (z.B. Mitgliedschaft im Kirchenchor) in weiten Bereichen ausgeglichen werden.

2) In der bildungswissenschaftlichen Forschung wird der Schwerpunkt von large-scale Forschung auf extra-large-scale Forschung verlegt werden, dann auf XXL-scale Forschung (auf Wunsch mit qualitativen Einlagen). Da auch in diesem Forschungsdesiderat die erwünschten Erkenntnisse ausgeblieben sein werden, wird der Wechsel zur small-scale Forschung, der extra-small-scale Forschung und der XXS-scale Forschung folgen. Leider auch ohne weitreichende Erkenntnisse. Die Piagetische Sichtweise, dass es wenig Sinn macht, in der Forschung immer nur einen aus dem Zeitgeist entsprungenen Trend zu bedienen, wird trotz der vielen Fehlschläge allerdings

Acht „Antworten“ auf einige Zukunftsfragen

in der Zukunft nur rudimentär bedacht werden.

3) Ein Unternehmen in Berlin wird einen Biochip entwickeln, der es erlaubt, Fachwissen einzelner Fächer zu speichern. In einer lokalen Operation ins Gehirn gepflanzt, kann aus dem Chip nach etwa zwei Monaten das Grundwissen des jeweiligen Faches abgerufen werden. Die eigentliche Nutzungsintention, nämlich lernschwache Schülerinnen und Schüler am Ende der Schulzeit mit dem Chip auszustatten, wird aus ethischen Gründen abgelehnt werden, der Chip schon vor den ersten flächendeckenden Einsätzen verboten. Obwohl auf der Schülerseite ein Flop, wird es aber Gerüchten zufolge noch eine rege Nachfrage auf Seiten der Lehrer/innen, Hochschuldozent/innen und Bildungspolitiker/innen gegeben haben, so dass der Verkauf auf dem Schwarzmarkt noch über Jahre geboomt haben wird.

4) Die PISA-Studie wird aufgrund eines Längsschnittvergleichs der Ergebnisse über mehrere Erhebungen zur Atlantis-Studie umbenannt werden.

5) Im Jahre 2012 gilt unter einigen Professorinnen und Professoren ein Ethos, dass man nicht seinen Körper, sondern den Geist der Hochschule verpflichtet habe. Mit der Rentenreform „Rente ab 100“ wird das Ministerium diese Idee aufgreifen und verpflichtet Dozent/innen, ihr Wissen in computergestützte, interaktive Expertensysteme einzuspeisen. Durch die damit gewonnene Konservierung der Expertise wirkt sich ein eventueller frühzeitiger Verlust eines Lehrkörpers nicht mehr nachteilig auf das Bil-

dungswesen aus. Diese Handhabe wird erst im Zusammenhang mit der nächsten Rentenreform wieder aufgelöst werden.


6) Nach der vom heutigen Datum gerechneten 14. Lehramtsreform (also in etwa 20 Jahren) wird selbstorganisiertes Lernen durch vollständig selbstorganisiertes Studium ersetzt. Studierende können sich alle Module, alle Veranstaltungen, alle Lehr-/Lernformen, alle Inhalte, alle Lernmaterialien, alle Prüfungsinhalte und alle Prüfungszeitpunkte nach Belieben selbst wählen. Der gewünschte Erfolg dieser Liberalisierung bleibt allerdings aus.

7) Hochbegabtenförderung wird eingestellt, nachdem neue Forschungsergebnisse zeigen werden, dass gerade Hochbegabte sehr effizient im selbstorganisierten Lernen sind, so dass eine minimale Förderung ausreicht. Ebenso wird die Förderung von Eliteuniversitäten gestrichen, da empirisch belegt werden wird, dass Spitzenwissenschaftler/innen sehr gut in der Lage sind, selbst Drittmittel einzuwerben. Das frei werdende Geld wird eingesetzt, um ein Berliner Unternehmen bei der Entwicklung eines Biochips zu unterstützen.

8) Durch die neuen Medien werden virtuelle Anteile der Lehre deutlich erhöht; ein Dozent/eine Dozentin kann bis zu 500 Studierende bequem unterrichten. Im Zusammenhang mit den Problemen der OJE-Besoldung und den Möglichkeiten, die sich aus „Rente ab 100“ ergeben, wird der Anteil an Hochschuldozent/innen drastisch reduziert und der Anteil an Informationstechniker/innen drastisch erhöht. Das Zentrum für Informations- und Kommunikations-

technologie der Hochschule (ZIK) erhält für seine neuen Mitarbeiter die Gebäude KG 3 und KG 4.

Soweit die Prognosen der Zukunftvisitin – eigentlich nicht sehr spannend. In der Psychologie wird Expertentum unter anderem dadurch definiert, dass eine Person mindestens sechs Jahre Berufserfahrung hat. Wenn ich die Liste nun noch einmal kritisch durchsehe, bin ich nicht mehr ganz sicher, ob dieses Kriterium hier hinreichend ist. Vielleicht habe ich mit der Fernseh-Expertin doch eine erkenntnisbezogene Sackgasse gewählt?

Vielleicht ist es aber auch manchmal gut, wenn man die Zukunft gar nicht kennt? Egal, wie es weitergehen wird, ich wünsche an dieser Stelle unserer Pädagogischen Hochschule alles Gute für die kommenden fünfzig Jahre. 



Prof. Dr. Elmar Stahl
Dekan der Fakultät für
Bildungswissenschaften der
Pädagogischen Hochschule Freiburg

Mit dem Fernrohr ins Jahr 2062

Montag, 7.35 Uhr: Johannes S. schließt sein Elektromobil an der Solar-Mobilstation Freiburg-Littenweiler zum Aufladen und Weitervermieten an und holt vom Rücksitz die Babytrage mit seiner sieben Monate alten Tochter Klara. Auf dem ehemaligen PH-Parkplatz wurde schon Jahrzehnte vor Beginn seines Studiums eine Mobilstation mit Reparaturservice und Café errichtet. Fahrzeuge mit Verbrennungsmotoren sind in Deutschland längst abgeschafft. Die meisten Leute, die er kennt, besitzen außer Zweirädern keine Privatfahrzeuge, sondern sind Teilhaber in diversen Mobil-Nutzungsgruppen. Das ehemalige PH-Parkhaus, schon zu seiner Entstehungszeit in den 1970er Jahren eine Fehlplanung, wurde inzwischen durch ein vierstöckiges Kollegengebäude ersetzt, in deren unteren Stockwerken sich die UBW-KiTa mit Babylabor direkt neben der „Frühen Bildung“ befindet. Die Psycholog/innen und Medienwissenschaftler/innen sind in den oberen Stockwerken untergebracht.

FrüBis und Babylabor

Johannes studiert im 3. Semester BA *Frühe Bildung*; die Säuglingsforschung nimmt darin einen besonderen Stellenwert ein. Es war nicht einfach für ihn, den Studienplatz zu bekommen, denn der NC ist streng: Wer einen Abiturschnitt schlechter als 1,2 vorweist, braucht sich für diesen Studiengang gar nicht erst zu bewerben. Diesen Schnitt hat er gerade

noch schaffen können, sonst hätte er sich für das Lehramt der Sekundarstufe beworben. Die beruflichen Chancen stehen ausgezeichnet für FrüBis, und Johannes macht sich Hoffnung auf einen der begehrten Leiterposten in einer angesehenen Kindertagesstätte, einem der bestbezahlten Jobs im Bildungsbereich, wofür allerdings Master und Promotion Voraussetzung sind. Probleme befürchtet er allerdings, weil seit der letzten Gehaltsanhebung, die zu einem enormen Zustrom männlicher Bewerber geführt hat, über eine Quotenregelung für Frauen in den Leitungsstellen nachgedacht wird.

Johannes muss sich beeilen, denn das neue Forschungsprojekt im Babylabor soll gleich beginnen, und er muss Klara noch windeln. Den Platz in der UBW-KiTa hat er für seine Tochter kostenlos bekommen, gegen die Einwilligung, dass sie pro Studienjahr an je einem Forschungsexperiment im Babylabor teilnehmen wird. Es wurde nämlich in der Vergangenheit immer schwieriger, die Einwilligung von Eltern für die Teilnahme ihrer Kinder an den zahlreichen Forschungsprojekten zu bekommen; also musste die Universität für Bildungswissenschaften Freiburg (UBW) selbst durch Vergünstigungen für genügend Versuchspersonen sorgen. Die Anzahl an studierenden Eltern wurde übrigens nicht zuletzt dadurch erhöht, und die Bedingungen für ein Studium mit Kind/ern sind mittlerweile – fast – optimal. Johannes und Margarete können ihr Baby morgens ab 7 Uhr in die Krabbelgruppe bringen, wo es bis 18 Uhr, auf Antrag sogar

noch länger, bleiben kann. Voraussetzung ist allerdings, dass die jungen Studenten-Eltern zu einem gewissen Anteil im Lern- und Betreuungsangebot für die Babys und Kleinkinder mitwirken. Aber das gehört bei Johannes ja ohnehin zum Studium.

Nachdem er Klara frische Windeln verpasst und ihre Lieblingsmelodie vorgepiffen hat, geht Johannes auf die andere Seite der gläsernen, nur von außen durchsichtigen Trennwand im Babylabor, das der KiTa angefügt ist. Denn er wird heute mit seiner Studiengruppe ein neues Experiment beobachten und protokollieren, das ein Professoren- und Doktorandenteam aus den Disziplinen Musik, Psychologie und Linguistik leitet. Es geht um eine Langzeitstudie zur musikalischen und verbalen Mehrsprachigkeit von Babys und Kleinkindern zwischen null und zwei Jahren. Sie sollen nach ausgiebigem musikalischem Patternttraining bestimmte Rhythmus- und Tonfolgen der mitteleuropäischen, arabischen und chinesischen Musik hörend unterscheiden und allmählich stimmlich imitieren. Es soll anschließend untersucht werden, ob solcherart geförderte Kleinkinder nach diesem Training auch besser in der Lage sind, in der KiTa ab dem 3. Lebensjahr gleichzeitig mehrere Fremdsprachen aufzunehmen. Es war ja längst erwiesen, dass frühe musikalische Aktivität generell die sprachliche Entwicklung fördert, doch diesbezügliche Studien untersuchten jeweils nur die muttersprachlichen Fähigkeiten.

In der Mittagspause trifft er sich mit seiner Freundin Margarete vor dem Baby-

Studieren an der Universität für Bildungswissenschaften Freiburg

labor; gemeinsam wollen sie mit ihrer kleinen Tochter in der Baby-Kleinkind-Mensa der UBW-KiTa zu Mittag essen. Margarete erzählt von ihrem Chinesisch-Literaturseminar an der Uni und ihren Schwierigkeiten mit den chinesischen Schriftzeichen. Sie absolviert ein BA-Studium in Vergleichender Sprachwissenschaft und Internationaler Politik an der Universität Freiburg; wahrscheinlich wird sie anschließend an der UBW einen Master im Sekundarstufenlehramt II mit dem Schwerpunkt Didaktik des Chinesischen machen, da Chinesisch in der Wahl der Fremdsprachen in Kindergarten und Schule seit einigen Jahren die erste Stelle einnimmt. Es könnte natürlich auch in eine ganz andere Richtung gehen: Europäische Institutionen, NGOs oder oder. Chinesisch wird seit den zahlreichen freundlichen Übernahmen in der Welt durch China überall gebraucht.


Hochschulen im Verbund

Die Hochschulen Baden-Württembergs, so auch in der Region Freiburg, haben sich in der Lehramtsausbildung auf ein arbeitsteiliges Verfahren geeinigt. Die Fachstudien werden als berufsunspezifisches, dreijähriges BA-Studium an der Universität, Musik- oder Kunsthochschule absolviert und können anschließend in unterschiedliche Berufsrichtungen ausdifferenziert werden. Die Didaktik für das Lehramt aller Schulstufen findet als zweijähriges MA-Studium an der UBW Freiburg statt. Die jahrzehntelangen Streitereien zwischen Vertreter/innen der „Schule besonderer

Art“, dem ehemaligen Gymnasium, und der anderen Sekundarschule sind längst Vergangenheit: Die finanziellen Aufwendungen, die für den Besuch der „Schule besonderer Art“ zu leisten sind, haben die Nachfrage auf natürliche Weise geregelt.

Die Hochschulen arbeiten im Verbund, was durch ein gewähltes Führungsgremium aus allen Freiburger Hochschulen realisiert wird; im Bereich der Forschung ist dies erweitert auf das „Exzellenzdreieck Südbaden/Nordwestschweiz/Elsass“: Gemeinsam werden Forschungs- und Entwicklungsprojekte geplant, Promotionskollegs durchgeführt, neue Studiengänge entwickelt. Lehrveranstaltungen der einzelnen Hochschulen werden gegenseitig anerkannt. Der überwiegende Teil der Lehre, vor allem Wissensinput und Feedback, findet auf elektronischem Wege statt. Präsenz ist lediglich bei diskursorientierten und praxisbezogenen Lehrveranstaltungen gefordert. Die meisten Lehrveranstaltungen werden über wandgroße Bildschirme übertragen, und auswärtige Studierende können sich per Webcam jederzeit einloggen und an den Fachdiskussionen teilnehmen. So haben sich auch die langen Diskussionen über Raumverteilungen und die Erhöhung des Bauetats sowie Fragen der Anwesenheitskontrolle erübrigt.

Johannes ist stolz, dass er an der Universität für Bildungswissenschaften Freiburg studieren darf, denn für alle mit Bildung zusammenhängenden Studien ist sie die erste Adresse in Deutschland geworden. Pädagogische Berufe gehören

bei der Berufswahl seiner Generation zu den besonders begehrten Optionen, auch wenn man dort im Vergleich zu Jobs mit ähnlichen Qualifikationen keine Spitzeneinkommen erzielen kann, aber jeder weiß: Klappt es nicht im öffentlichen Bereich, besteht eine große Nachfrage in den Spätnachmittags-, Abends- und Nachtschulen, denn jeder hofft weiterhin auf Bildung als Tor zur Zukunft. Johannes denkt schon darüber nach, sein Pädagogikstudium durch ein betriebswirtschaftliches zu ergänzen. Die meisten Leute in seinem Umfeld besitzen mehr als nur eine berufliche Qualifikation – sonst hätten sie auf dem heutigen Arbeitsmarkt kaum eine Chance. 



Prof. Dr. Mechtild Fuchs
Dekanin der Fakultät für Kultur- und
Sozialwissenschaften der Pädagogischen
Hochschule Freiburg

Wir schreiben das Jahr 2062 ...

Wir gehen vom Besten aus und fühlen uns in die Zukunft ein, indem wir uns vorstellen, wie sie aussehen könnte.

Das Atomkraftwerk Fukushima I hat nicht den ganzen Pazifik verstrahlt. Fessenheim ist, bevor es zu einem Unfall kam, abgeschaltet worden und der Atommüll von Gorleben hat das Wendland noch nicht wesentlich beeinträchtigt. Unsere Nahrung ist noch genießbar. Wir haben es geschafft, den Kohlendioxidausstoß zu vermindern. Wir atmen noch halbwegs frei, dafür fahren wir mit Wasserstoff oder Elektrizität aus erneuerbaren Energien. Der Schwarzwald kränkelt ein wenig, aber die Bäume sehen noch grün aus und nur einige einheimische Pflanzen und Tiere sind durch Neophyten verdrängt worden. Der stumme Frühling ist ausgeblieben, obgleich sich der Vogelgesang verändert hat. Das Grundwasser ist noch trinkbar, oder kann leicht aufbereitet werden.

Die Finanzmärkte haben zwischendurch immer mal wieder Federn gelassen, aber Dienstleistungen und Waren können mit Geld bezahlt werden. Allerdings haben wir das nicht mehr in unseren Händen. Die EZB gibt es noch und Gehälter, Renten und Pensionen werden gezahlt. In einigen Regionen von Deutschland sind die Dörfer ausgestorben. Südbaden gehört immer noch zu den Bevölkerungswachstumsregionen in Deutschland. Die Immobilienkrise ist noch nicht da, klopft jedoch an die Tür.

Wir gehören weiterhin zu den demokratisch geführten Staaten, man kann sich

frei bewegen und es gibt keine Slums in Deutschland. Um die immer komplizierteren politischen Entscheidungen in einer global vernetzten Welt zu fällen, benötigen die Politiker/innen allerdings immer mehr Unterstützung durch die Wissenschaft. Das kommt den Wissenschaftler/innen zu pass, denn sie können so die Bereitstellung von Fördermitteln für ihre Forschung beeinflussen.

Jedoch entwickelt sich die Partizipation der Staatsbürger/innen an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen immer mehr zu einem Problem. Große Anteile der Bevölkerung können zwar die neuen Technologien nutzen, verstehen sie jedoch nicht und sind nicht in der Lage, deren Risiken zu bewerten. Andere klinken sich bewusst aus dem gesellschaftlichen Diskurs in Deutschland aus, sie leben global im Netz und sind dabei beruflich sehr erfolgreich.

Will man die Demokratie erhalten, so ist man sich einig, darf die Kluft zwischen den wissensnahen Gruppen, die über immer mehr Wissen verfügen, und wissensfernen Gruppen nicht zu groß werden. Um Streiks und Unruhen zu vermeiden ist es wichtig, dass Wähler/innen verstehen, warum es sinnvoll ist, nicht nur Krankenversicherungskosten auf der Grundlage von Genchecks zu ermitteln, sondern auch Ausbildungsplätze auf dieser Grundlage zu vergeben. Um dies zu gewährleisten, beschäftigt der Staat unzählig viele Expert/innen, die naturwissenschaftlich-technisches Wissen vermitteln. Hier hat sich ein großes Arbeitsfeld für Fachdidaktiker/innen ergeben.

Die Medizin hat Fortschritte gemacht. Wichtige biologische und personale Daten befinden sich auf einem Chip unter der Haut unserer Hand. Die personalisierte Medizin ist zum Standard geworden. Organe für Transplantationen liefern vor allem transgene Schweine oder sie kommen ethisch korrekt direkt aus der Petrischale. Die meisten setzen auf künstliche Befruchtung. So kann man eben Geschlecht, Schönheit, Gesundheit und bestimmtes Verhalten am sichersten vererben.

Wer es sich leisten kann, nimmt die Pillen für ein glückliches Leben regelmäßig, sie steigern die kognitiven Fähigkeiten, sorgen für schöne Gefühle und helfen der Psyche in der Balance zu bleiben. Unser Bewusstsein lässt sich damit fast beliebig manipulieren. Manche leisten sich auch einen Schluck Purpurlimonade aus der Traumwelt. Sie schmeckt je nach Flavour z.B. nach Johannisbeeren, Kiwis und Passionsfrüchten, wird vom Mund bis in den kleinen Zeh geschmeckt. Sie verursacht ein wohliges Kribbeln und ermöglicht, den ganzen Körper intensiv zu spüren. Manche schaffen es auch, schöne Gefühle zu haben, indem sie die kostbare Zeit mit Papierbüchern auf alten Sofas verbringen, sich die Zeit mit Fühlen und Anfassen vertreiben oder spirituell leben.

Die christliche Kirche hat ihre staatliche Vormachtstellung eingebüßt, traditionelle religiöse und ethische Vorstellungen geraten ins Wanken. So ist seit langem wissenschaftlich belegt, dass die sozialen Erfahrungen in der Kindheit unser Verhalten bestimmen und Gewalttaten diesen Er-

Szenarien der Zukunft

fahrungen sowie genetischen Dispositionen geschuldet sind. Damit wird der Täter zum Opfer seiner genetischen Anlagen und Sozialisation. Anstelle religiöser Gemeinschaften sind andere getreten, denn viele Menschen suchen nach Halt in einer Gemeinschaft. Magersüchtige aus aller Welt treffen sich jeden Donnerstag online. Wer viel Zeit hat, macht dabei eine Reise um die ganze Welt. Und das Schwarzwaldmädchen fühlt sich in dieser virtuellen Welt sofort verstanden, obwohl es ihr vor Ort so schwer fällt, mit Menschen zu reden und ihnen dabei in die Augen zu schauen.

Unsere virtuelle Welt

Das Netz ist unser Leben geworden. Es ist Teil unserer Arbeit, ermöglicht den Zugang zum Wissen und Können und sorgt für die Versorgung mit dem täglichen Allerlei. Wir nutzen es, um mit Freunden, Familie und geschäftlich zu kommunizieren. Viele verlassen ihre Wohnungen und Häuser sehr selten. Wir sind mit den Schrecken der ganzen Welt über das Netz verbunden, aber wirkliche Anteilnahme fällt immer schwerer. In dieser globalisierten Welt ist menschliche Aktivität nicht an Tag und Nacht oder Jahreszeiten gebunden, alles ist möglich. Die Parallelwelten werden nicht nur von Astrophysiker/innen diskutiert, sondern sie existieren als eine Vielfalt von virtuellen und realen Welten, die das Überleben durch angebliches Verstehen ermöglichen. Ganz einfach – die Zeit hat sich halt verändert, die Menschen

auch. Aber die biologische Bedingtheit von Körper und Psyche hat sich seit der Steinzeit so wenig verändert wie das Erbgut. Das führt dazu, dass viele Menschen aus ihrem biologischen Rhythmus gekommen sind. Daraus erwachsen psychische und körperliche Störungen und dies ist eine der größten Herausforderungen im Jahr 2062, in dem sonst vieles machbar erscheint.

Das pädagogische Feld

Aufgrund der Zunahme von psychischen Störungen insbesondere im Kindesalter, den immer schwierigeren Lehr-Lernbedingungen an den öffentlichen Schulen und der Zunahme von Amokläufen sowie dem Sichverlieren der Erwachsenen in den Möglichkeiten der globalen Welt, wurde die Erziehung der Kinder bis zum 16. Lebensjahr vor etwa 15 Jahren ganz in staatliche Hände überführt. Es hatte sich einfach gezeigt, dass die meisten Eltern nicht mehr in der Lage waren, ihren Kindern die nötige Zuwendung zu geben und tragfähige Bindungen herzustellen. Andererseits stellte sich immer klarer heraus, dass Kinder belastbare liebevolle Bindungen an Erwachsene, originale menschliche Begegnungen und das Spüren ihres Körpers und das Wahrnehmen von Gefühlen in vielfältigen Kontexten für eine gesunde Entwicklung brauchen. Entsprechend dieser Befunde haben Bildungs- und Erziehungsexpert/innen sowie Neurobiolog/innen und Mediziner/innen – auf Grundlage der humanistischen Pädagogik, anknüp-

fend an die Vorstellungen von Rousseau, Herder, Pestalozzi, Neill sowie Rogers und anderen – einen Bildungs- und Erziehungsplan sowie einen Struktur- und Entwicklungsplan für KI- & JAUS (Kinder- & Jugendaufzuchtstätten) entwickelt. Die Erziehung und Ausbildung erfolgt in zwei Abschnitten für Kinder im Alter von 0–8 und 9–16 Jahren, wobei je nach individuellen Bedürfnissen früher oder später gewechselt werden kann.

Für Kinder bis acht Jahren wurden die „KIAUS“ (Kinderaufzuchtstätten), deren Besuch wie eine Reise in eine vergangene Zeit anmutet, am besten evaluiert. Abseits der Ballungsräume leben die Kinder in dorfähnlichen Strukturen mit den Erzieher- und Lehrer/innen zusammen. Es gibt biologisch einwandfreie Naturkost und schöne Unterkünfte, in denen Kinder, Erzieher- und Lehrer/innen gemeinsam leben. Die Kinder lernen im Spiel, die Natur mit ihrem Körper zu erobern, lernen ihre Gefühle wahrzunehmen, in Worte zu fassen und ihr Verhalten adäquat zu steuern. Sie erproben ihre Kräfte und ihren Mut beim Erklettern von Bäumen, dem Bau von Höhlen und Waldhäusern. Die Mutigsten unternehmen allein Erkundungen in der Dunkelheit und sammeln Früchte und Pilze weit entfernt vom Dorf. Die Kinder erschließen die sie umgebene Natur mit ihren Sinnen und kennen ihren Körper. Sie können alltägliche Probleme durch Reden und gemeinsames Handeln lösen. Sie spielen Theater, erproben sich in verschiedenen Rollen und nehmen das Gespielte aus verschiedenen Perspektiven

[Engagement im Planungsprozess der KI- & JAUS]

wahr. Jeder Tag endet mit einem gemeinsamen Schweigen in der Gemeinschaft, bei dem Kinder, Lehrer- und Erzieher/innen nachspüren, was sie erlebt haben.

Man könnte sagen, die Kinder wachsen in einem humanistischen Schlaraffenland auf. Damit die Gehirne der Kinder an ihre zukünftige Arbeitswelt angepasst werden, unternehmen die Kinder schon im Alter von fünf Jahren erste Ausflüge in die technisierte Welt, gleichzeitig lernen sie in ihrem Dorf rechnen, schreiben und lesen sowie die Weltsprache Esperanto II. Ab dem 6. Lebensjahr schließen die Kinder so genannte Ausbildungs-Patenschaften entweder mit den leiblichen Eltern oder anderen Erwachsenen, die allesamt sorgsam begutachtet und ausgewählt werden, denn die Kinder werden als die Zukunft unseres Landes besonders wertgeschätzt. Diese Patenschaften stellen die Brücke zum derzeit realen gesellschaftlichen Leben her. Werden sie als erfolgreich evaluiert, leben die Kinder nach dem 8. Lebensjahr fest bei ihren Paten und treffen sich einmal im Jahr mit allen gleichaltrigen Kindern in ihren ehemaligen KIAUS.

Die staatliche Ausbildung erfolgt für Kinder ab dem 9. Lebensjahr in den JAUS (Jugendaufzuchtstätten). Je nach Paten und dem Wissen, den Fähigkeiten und den Bedürfnissen der Kinder wohnen diese bei ihren Paten oder in den JAUS. Mit zunehmendem Alter wird die Lernzeit für die meisten Jugendlichen in den JAUS oft weniger, insbesondere dann, wenn die Paten sich gut um sie kümmern können. Denn für viele Lerninhalte braucht man nicht

unbedingt das Haus zu verlassen. Zuhause und in der JAUS werden lernende Teach-Programme eingesetzt. Diese Programme entwickeln sich zu netten elektronischen WEBteachers, können leicht in Roboter eingespeist werden und sind preiswert. Diese Roboter haben sich zu Meistern der individuellen Förderung entwickelt. Jugendliche steuern immer selbsttätiger ihren Lernprozess, dabei stehen sie in intensivem Kontakt zu ihren Lehrern, die sie dabei unterstützen und beraten. In wöchentlichen Lerngruppensitzungen stellen sich die Jugendlichen gegenseitig ihre Ergebnisse vor und verabreden gemeinsam mit ihren Lehrer/innen Ziele für die nächste Woche.

Entwicklung der Hochschule ...

Nachdem im Jahr 2020 die Studierendenzahlen an der Pädagogischen Hochschule Freiburg immer mehr zurückgingen, weil keiner mehr, aufgrund der desolaten Zustände an den Schulen mit immer häufigeren Amokläufen, dem geringen sozialen Ansehen und der hohen Arbeitsbelastung, Lehrer/in werden wollte, steigen die Studierendenzahlen seit 2040 wieder stetig an. Gründe dafür sind der hohe gesellschaftliche Bedarf an Fachdidaktiker/innen und die Planung und Implementierung der KI- & JAUS.


Schon früh hatte sich die Pädagogische Hochschule in dem Planungsprozess der KI- & JAUS engagiert. Erziehungswissenschaftler/innen wurden mit Mediziner/innen und Neurobiolog/innen

zusammengebracht, die gemeinsam mit Fachdidaktiker/innen Studiengänge für angehende Lehrer- und Erzieher/innen entwickelten. Diese Studiengänge wurden von Fachgesellschaften nach kurzer Zeit international prämiert. Heute sind die Studiengänge europäisch und international vernetzt. Es bestehen enge Kooperationen mit den Universitäten Cambridge und Hong Kong, dem MIT, der ETH Zürich, der Harvard-, Emory- und Stanford-Universität. Studierende aus aller Welt bewerben sich an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Für sie werden etwa 5.000 von 30.000 Studienplätzen reserviert. Auch bei deutschen Studierenden sind diese Studienplätze sehr begehrt. Ein erfolgreiches Studium verspricht ein sehr gutes Gehalt, die Möglichkeit, seine eigenen Kinder selbst aufzuziehen und ein hohes Maß an gesellschaftlichem Ansehen.

... und des Studiums

Über die Zulassung zum Studium entscheidet das Abschneiden im Assessment Center. Getestet werden Empathie- und Liebesfähigkeit, Intelligenz, das Fachwissen und Können in den zukünftigen Studienbereichen und vor allem der Grad der psychischen Störungen der Bewerber/innen. Die Auserwählten studieren dann für zehn Semester Entwicklungspsychologie, Biologie des menschlichen Verhaltens und Humanbiologie sowie Erziehungs- und Theaterwissenschaften, Kunst und Musik. Darüber hinaus wählen Sie einen Schwerpunkt in Sprache, Mathematik, Naturwis-



senschaften und Technik. Nach einer Praxisseinheit nach dem zweiten Semester bestimmen die Studierenden ihre Studieneinhalte und -ziele selbst und begründen ihre Wahl gegenüber der Prüfungskommission. Das Studium ist projektorientiert und verlangt von den Studierenden eine Selbststeuerung ihrer Lernprozesse und die Fähigkeit, Krisen zu meistern. Aufgrund der Bedeutung von originalen Begegnungen mit der Natur sind zahlreiche Außenstellen der Hochschule im nahen Schwarzwald untergebracht. Studierende und Dozent/innen stehen in einem fortwährenden Prozess, die Ausbildung zu verbessern, und sind selbst sowohl Subjekte als auch Objekte der zahlreichen Forschungsprojekte. Alles in allem, die Pädagogische Hochschule schaut in eine rosige Zukunft. 



Prof. Dr. Ulrike Spörhase
Dekanin der Fakultät für Mathematik,
Naturwissenschaften und Technik der
Pädagogischen Hochschule Freiburg

ICE-Zeit

Es ist 5:30 Uhr am 10.10.2060. Ich stehe auf, öffne das Fenster meines Containers und schaue hinaus auf die grünen Berge und die grüne Ebene, in der die Dreisam stetig gen Westen läuft. Es ist alles noch sehr ruhig in dem alten Parkhaus, das zu einem weiteren Student/innenwohnheim umfunktionierte wurde. Ich genieße diese Stunden, bevor der Tag beginnt, hier am Institute for Central Education (ICE). Die ICE's sind seit der europäischen Bildungsreform Bologna II vom 30.3.2049 überall in Europa Standard, um zu gewährleisten, dass die innerhalb Europas ausgebildeten Fachkräfte für Erziehung und Bildung (Educators) dieselben Inhalte lernen und die gleichen Kompetenzen entwickeln.

Ich bin sehr froh, dass es ein öffentlich finanziertes und zentral verwaltetes Bildungssystem gibt, da Mitte der 2030er Jahre in vielen europäischen Ländern der Zusammenbruch des öffentlichen Bildungssystems drohte. Die massive Regulierung der europäischen Bildungslandschaft durch die EU wurde vor allem in Deutschland sehr kritisch diskutiert. Da aber ein massives Ungleichgewicht im Bildungssektor die Zukunft der EU in wirtschaftlicher und intellektueller Hinsicht stark bedroht hätte, waren die Reformen reiner Sachzwang, dem sich die stabilen EU-Mitglieder nicht entziehen konnten.

Die ICE Höllental

Ich studiere am Institute for Central Education (ICE) Höllental in Freiburg-Lit-

tenweiler, an der es die vier Studiengänge *Elemental Education*, *Basic Education*, *Superior Education* und *Quality Education* gibt. Die Institutionen, die uns später verpflichten und bezahlen werden, heißen Elemental Education Center (EEC), welches sich mit der Erziehung von Kindern zwischen 2-8 Jahren befasst und Basic Education Center (BEC), das die Ausbildung von 9-14-jährigen Menschen gewährleistet.

Diese zwei Schulformen werden von allen Menschen in Europa durchlaufen. Wenn sie sich durch gute Leistungen und ein gutes kognitives Management auszeichnen, dürfen sie an einem Superior Education Center (SEC) beweisen, dass sie intelligent und diszipliniert genug sind, um anschließend an einem Institute for Quality Education (IQE) zu studieren. Die IQE's sind die ehemaligen Hochschulen und Universitäten und können aufgrund ihrer hohen Kosten pro Student/in nur von 10 % eines Jahrgangs besucht werden. Die ICE Höllental gehört zu den effizientesten Instituten in Europa, daher bin ich sehr froh, einer der wenigen zu sein, die in den Genuss von höherer Bildung kommen.

Derzeit bin ich im letzten Abschnitt meines Grundstudiums, welches für alle Studiengänge gleich ist und ein Jahr dauert. Im nächsten Trimester werde ich mich entweder auf *Basic Education* oder *Superior Education* festlegen müssen. Die Entscheidung fällt mir nicht leicht, aber sie wird sich wahrscheinlich gegen die moralisch und idealistisch motivierte Vision meiner Jugend richten. Ich hatte mir

geschworen, mit dem gesamten Humanmaterial, welches die Moderne produziert, engagiert zu arbeiten, um die Perspektiven junger Menschen und somit die Welt zu verbessern, auch wenn diese Arbeit, Studien zu Folge, wesentlich belastender ist und schlechter bezahlt wird. Es wäre wahrscheinlich eine klügere Entscheidung – bezüglich meines Stressmanagements – eine Ausbildung zu wählen, nach der ich mit zukünftigen Eliten und Verantwortungsträger/innen arbeiten würde.

Ausbildung und Stressmanagement

Ich gehe jeden Tag vor den Sitzungen laufen, das sei eine sinnvolle Maßnahme zur Regulierung meines Stresshaushaltes. Diesen alltagsprägenden Tipp haben wir Studierende in der Einführungsveranstaltung zum Stressmanagement (SM) erhalten. Ohne SM geht an den modernen IQE's nichts mehr. Der zentrale Satz, auf den die gesamte moderne Bildungsphilosophie aufbaut, lautet: „Das Gehirn ist wie ein Muskel, der nur durch kontinuierlich steigende Trainingsintensität, also durch Erhöhung der Belastungsdichte, der Belastungsdauer und des Belastungsumfanges, sein volles Potenzial abrufen kann.“

Aufgrund der sehr hohen kognitiven Belastung ab dem zweiten Lebensjahr zeigt sich bei vielen jungen Menschen schon zum Ende des BEC, ob sie weiter für höhere Bildung empfänglich sind. Da gegenwärtig ca. 63 % eines Jahrgangs bereits nach der BEC auf dem freien Arbeitsmarkt ihr Glück suchen, sparen der

Die Pädagogischen Hochschulen in fünfzig Jahren

europäische Staat und die Institute viel Geld. Die restlichen 37 % werden während der folgenden vier Jahre an der SEC durch Belastungssteigerung aussortiert. Bereits in dieser Zeit müssen wir lernen, unser Stressmanagement effizient und nachhaltig zu gestalten. Spätestens an den Instituten sind dann alle Studierenden kognitive Leistungssportler/innen, deren IQ den der vorangegangenen Jahrgänge übertreffen sollte.

Das Ministerium erwartet jedes Jahr ein Wachstum des durchschnittlichen IQ von 1,5 %. In den ersten Jahren nach der Bildungsreform konnten einige Länder ein Intelligenzwachstum von über 5 % vorweisen, doch diese Zeiten sind vorbei. Die IQ der einzelnen Jahrgänge und Länder werden in einem Raster miteinander verglichen, was sich direkt auf die Studien- und Arbeitschancen der Bildungskonsument/innen und ihres Jahrgangs auswirkt. Es kann passieren, dass durch einen sehr schlechten Jahrgangs-IQ eine Person keinen Studienplatz bekommt, da das Ministerium nur für 5-7 % dieses unterdurchschnittlichen Jahrgangs Studienplätze zur Verfügung stellt. Hinzu kommt, dass es in einigen ärmeren Ländern keine IQE's gibt, sehr wohl aber intelligente und leistungsfähige potenzielle Studierende, gegen die es sich durchzusetzen gilt. Die Jahrgänge, Nationen und Einzelpersonen stehen also in einer permanenten Konkurrenz zueinander.

Die Verantwortung der Kultivierung seiner kognitiven Kapazitäten steht also im direkten Zusammenhang mit der eigenen

und nationalen Perspektive. Wir sind uns dieser Verantwortung bewusst, jedoch schaffen die wenigsten dies ohne unterstützende chemische Präparate, was aber weder verpönt noch kostenneutral ist, es ist absolutes Obligat, da jeder Kleingeist die anderen durch den Jahrgangs-IQ runterreißt.

In der Einführungsveranstaltung zu SM wurde ausdrücklich auf die sehr gute Ausstattung der ICE Höllental, was kognitive Aufbaupräparate angeht, hingewiesen. An den in allen Gängen montierten Automaten sind vier verschiedene Präparate erhältlich, die zwischen 10 und 50 € kosten. Wer sparen muss, kauft sich die „Braintuner“, wie wir sie nennen, im Vorratspack. Der Erfolg spricht für sich, auch wenn viele der Mitstudierenden vor allem bei den billigen Produkten über erschreckende Nebenwirkungen klagen. Die meisten Dozent/innen stehen den Präparaten kritisch gegenüber und warnen vor Spätfolgen. Aber nur die wenigsten äußern dies öffentlich, da sie um die Notwendigkeit der „Braintuner“ für unseren Erfolg wissen.

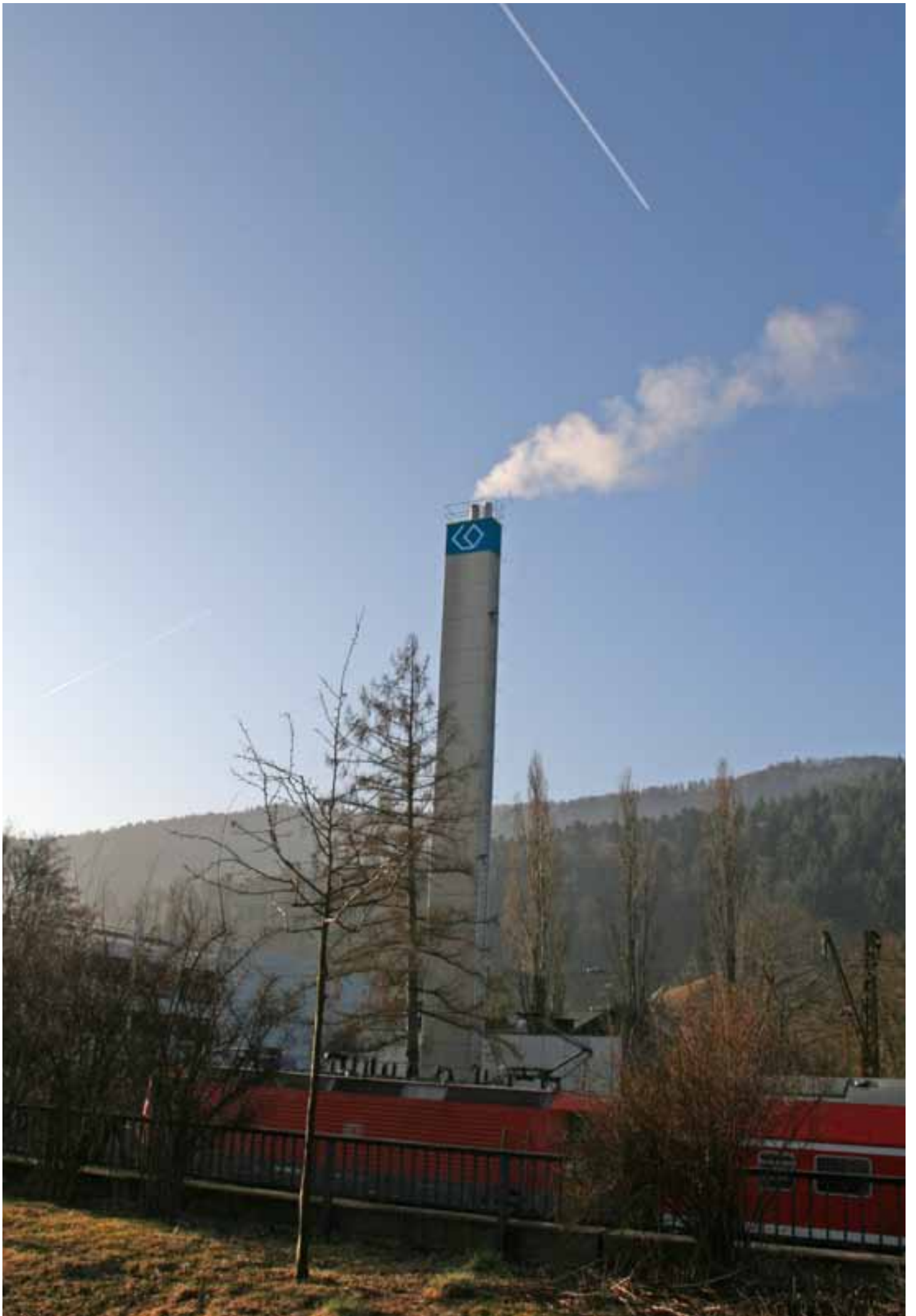
Eine meiner Cognitive-Development-Professorinnen mahnte einmal, nachdem ein Student die zu niedrigen Leistungsanforderungen kritisierte: „Natürlich will ich, dass Sie lernen und arbeiten, aber was hat das Ministerium davon, wenn in dreißig Jahren die Hälfte von ihnen arbeitsunfähig ist, weil durch dieses so genannte Studium ihr Gehirn kaputt und der Mensch in Ihnen verkommen ist.“

Ausbildung und Gesundheit

Viele von uns denken nicht an die Zeit nach dem Studium. Generell habe ich das Gefühl, dass viele von uns nicht über sich oder ihr Leben nachdenken, sondern so von ihrer Genialität geblendet sind und um ihren Platz in der Gesellschaft bangen, dass sie die emotionale und kreative Intelligenz komplett vernachlässigen. Denn: Da diese im Abschlusstest nicht bestimmt werden, wäre es absolute Verschwendung der kognitiven Kapazitäten und des Zeitkontingents. Neben Lernen wird lediglich für Sport Zeit investiert, da sich gute Gesundheit positiv auf das Beschäftigungsverhältnis auswirkt. Je besser das Gesundheitszeugnis, desto länger der Arbeitsvertrag.

Ich kenne nur sehr wenige Student/innen, die darauf achten, dass sie in Ruhe Nahrung zu sich nehmen, da ihre Eltern während ihrer Erziehung darauf geachtet haben und sie deshalb ein Bewusstsein dafür entwickeln konnten. Wie die meisten belächle ich diese Zeitverschwender/innen und esse den ganzen Tag in kleinen Dosen, damit mein Magen bei der Verdauung nicht unnötig Energie in Anspruch nimmt, die in meinem Gehirn dringender benötigt wird. Unsere Lebensmittel bekommen wir auch auf dem Campus, aus den Automaten in den Gängen. Eine Mensa gibt es schon lange nicht mehr, da sie seit 2040 in Hörsäle und Büros umfunktionierte wurde.

Es ist für mich immer wieder irritierend, wenn ich lese oder höre, wie die Men-




[Ohne SM geht an den modernen IQE's nichts mehr.]

schen im Europa des 20. Jahrhunderts ihre Bildungsinstitutionen organisiert haben. Es war ineffizient, inkonsequent und vor allem teuer. Ich empfinde es als verantwortungslos und fahrlässig, wenn ein Staat oder ein Ministerium nicht die Maßnahmen ergreift, um die Kapazitäten der jungen Generation voll auszuschöpfen. Die Konsequenzen können nur kognitive und ökonomische Degeneration sein. Welch eine Verschwendung von Lebenszeit.

Es mag sehr entbehrungsreich sein, aber ich bin stolz darauf, einer der Bausteine dieses Systems zu sein, der das Überleben der Menschheit sichert. Denn wenn die Menschheit nicht kontinuierlich intelligente Menschen produziert, wird sie sich und den Planeten zu Grunde wirtschaften. Die ökologischen, sozialen, ökonomischen und medizinischen Herausforderungen, die auch in Zukunft die Menschheit bedrohen werden, sind omnipräsent und nie zu unterschätzen.

Nur hier nicht. Noch ist es still. Hier im Kosmos meines Containers.

Und ich schaue hinaus auf die grünen Berge und die grüne Ebene, in der die Dreisam stetig gen Westen läuft. Und auch ich muss jetzt laufen, funktionieren, so gut und so schnell es geht.

Wie all die anderen auch. Jeder für sich, so schnell es geht, zum Wohle der Menschheit und des Planeten. Das ist mein Leben. 



Tom Plogsties
Mitglied des Allgemeinen
Studierendenausschusses (AStA)
und Student an der Pädagogischen
Hochschule Freiburg

Schulpraktische Studien

Generell enthalten Prüfungs- und Studienordnungen aller Lehramtsstudiengänge in der Bundesrepublik auch auf Schulpraxis bezogene Lehrveranstaltungen und Praktika. Besondere Bedeutung kommt diesen Studienelementen an den Pädagogischen Hochschulen zu, bilden sie hier doch einen zentralen, auch in der Lehrerbildungstradition dieses Hochschultyps verankerten und eng mit dessen Selbstverständnis verbundenen Bereich. Der Versuch, Entwicklungsperspektiven unserer Hochschule ins Auge zu fassen, enthält deshalb aus gutem Grund auch Überlegungen zur Bedeutung *Schulpraktischer Studien*, insbesondere zu den angestrebten Zielen und erhofften Wirkungen dieses Studienelements.

Grundlegendes

Analysiert man aktuelle Vorschriften und Veröffentlichungen des deutschsprachigen Raumes zu diesem Bereich, so können vor allem drei grundlegende Zielkomplexe identifiziert werden:

Es geht erstens um die kritische Reflexion der Berufswahl der Studierenden (*Berufsorientierung*), zweitens um die Anbahnung von lehrberufsspezifischen Fähigkeiten und Fertigkeiten (*Kompetenzerwerb*) und drittens darum, erziehungswissenschaftliche, fachdidaktische und fachwissenschaftliche Theorien an der Schulwirklichkeit zu überprüfen und daraus auch Impulse für das weitere Studium zu gewinnen (*Theorie-Praxis-Ver-*

knüpfung) (vgl. Reinhoffer/Dörr 2008, S. 14).

Da sich dieser Bereich erfahrungsgemäß bildungspolitisch griffig vermarkten und verschlagworten lässt, ist es hilfreich, wenn Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit unterschiedlicher Formen und Varianten schulpraktischer Studien vorliegen, die dann zur Politikberatung eingesetzt werden können.

In den letzten Jahrzehnten wurde eine ganze Reihe empirischer Untersuchungen dazu vorgelegt; allerdings ergibt sich aus den vorliegenden Ergebnissen kein klares Bild, wie das Resümee von Reinhoffer und Dörr nach Synopse verschiedener Studien bezüglich der Wirksamkeit der Schulpraxisphasen in der Lehrerbildung belegt: *Praktika können wirksam sein, müssen aber nicht* (vgl. ebd., S. 24).

Besonders der mit großen Hoffnungen verbundene Zielbereich der *Theorie-Praxis-Verknüpfung* sperrt sich gegen schnelle und eindeutige Bewertungen. Das liegt nicht nur an forschungsmethodischen Problemen, sondern geht besonders auch darauf zurück, dass bezüglich zentraler Grundfragen keine Übereinstimmung besteht, es also eine Vielfalt unterschiedlicher und teilweise konträrer Auffassungen darüber gibt, wie (Schul- oder Unterrichts-)Theorie und Praxis zusammenhängen und anzuordnen sind, welche Bedeutung ihnen jeweils zukommt und was mit gelungener Theorie-Praxis-Verknüpfung erreicht werden könnte.

Der Blick zurück

Ein Blick in die Geschichte der Lehrerbildung deckt Hintergründe dieser Differenzen auf: Im 19. Jahrhundert war das Schulwesen streng in das höhere, gymnasiale und das niedere getrennt; beide hatten je spezifische Fächer, Lehrziele, Organisationsstrukturen und eben auch unterschiedliche Lehrerausbildungswege und -institutionen: Universitätsstudien für das höhere, Lehrerseminare für das Volksschulwesen.

Diese Separierung spiegelte sich in unterschiedlichen Leitbildern und Methodenkonzepten und eben auch in ganz unterschiedlichen Auffassungen über die für eine Lehrerausbildung erforderliche und passende *Theorie* und *Praxis* wider.

Der künftige Gymnasiallehrer hatte es an der Universität fast ausschließlich mit den Fachwissenschaften seiner gewählten Fächer zu tun und zwar vor allem als Einführung in die betreffenden Fachwissenschaften, deren Theorien und Resultate; wo Praxis als Ausbildungselement vorkam, da handelte es sich vor allem um die Handlungsformen und Methoden des jeweiligen Faches, etwa als Einführung in die Planung und Durchführung naturwissenschaftlicher Experimente.

Im Gegensatz dazu verstand sich das Volksschullehrerseminar des 19. Jahrhunderts als nicht-wissenschaftliche Ausbildungsstätte. Nach den Stiehlschen Regulativen von 1854 (als Antwort der Herrschenden auf die 1848er Revolution) wurde die Volksschullehrerausbildung zu

Positionen und Perspektiven

einer nicht nur nicht-, sondern geradezu anti-akademischen Veranstaltung.

Ein zentrales Ziel des Volksschulunterrichts bestand in der Wiederherstellung der Steuerbarkeit des Volkes, insbesondere durch Stärkung der emotionalen Bindung der Menschen an das Herrscherhaus und durch Förderung einer fraglos-schlichten Gläubigkeit. Dem entsprach das Konzept einer Lehrerausbildung, der es nicht um eine umfassende allgemeine und wissenschaftsorientierte Bildung, sondern um enge berufsspezifische Belehrung der Anwärter ging.

„[Es] ist ... als erste ... Aufgabe des Seminar-Unterrichts die anzusehen, dass ... die angehenden Lehrer zum einfachen und fruchtbringenden Unterricht ... theoretisch und praktisch befähigt werden. Die unbedingte Erreichung dieses Zieles darf nicht in Frage gestellt oder behindert werden durch den Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung von Disziplinen, welche mit jener nächsten Aufgabe der Seminarien in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen“.

Pädagogik, Psychologie, Didaktik wurden entfernt, stattdessen „Schulkunde“ eingeführt: Diese hat sich „vor Abstraktionen und vor Definitionswerk sorgfältig zu bewahren und ist möglichst praktisch und unmittelbar zu gestalten ... Unpraktische Reflexion, subjektives, für die Zwecke einfacher und gesunder Volksbildung erfolgloses Experimentieren wird ihnen fernbleiben.“ (Regulativ v. 1.10.1854. Reble 1992, S. 473, 475; vgl. Schlagenhaut 1997, S. 314).

Es ging also nicht um eine wissenschaftliche Durchdringung des Erkenntnisobjekts, deren unabdingbarer Teil es sein müsste, kritisch ihre eigenen Voraussetzungen und Erkenntnismethoden zu reflektieren. Vielmehr handelte es sich um eine Institution, „in der Praxis durch Praxis gelehrt wird und die Befähigung zum Unterrichten als Kernelement der Ausbildung im Mittelpunkt steht.“ (Müller 2010, S. 63).

Modernisierungsprozesse

Von den nach 1945 vollzogenen Modernisierungsprozessen wurden auch die Lehrerausbildungsinstitutionen erfasst. Grundlage war nun die Einsicht in die Notwendigkeit einer wissenschaftsfundierten Lehrerausbildung. Jedoch sind bis heute grundlegend unterschiedliche Auffassungen über Notwendigkeit, Bedeutung und Ausgestaltung von Schulpraxisphasen in der Lehrerausbildung zu konstatieren. Ein Gutteil dieser Differenzen geht im Kern auf unterschiedliche Modellierungen des Theorie-Praxis-Verhältnisses zurück.

Die *Differenzthese* geht von fundamentalen und unüberbrückbaren Strukturunterschieden zwischen Erziehungs- und Lehrpraxis einerseits und Erziehungswissenschaft und Didaktik andererseits aus. Es wird (unter anderem mit Verweis auf die Wissensverwendungsforschung [vgl. Stadelmann 2004, S. 44ff.]) betont, Handeln sei ganz grundsätzlich nicht als bloße Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse zu verstehen, sondern unterliege eigenen Bedingungen und Regeln.

In Radikalisierung dieser Erkenntnis kommen Vertreter/innen dieses Ansatzes zur Forderung, die Trennung von Theorie und Praxis nicht zu verwischen, sondern sie zu schärfen und produktiv zu nutzen, indem jede Ausbildungsphase sich auf denjenigen Bereich konzentrieren sollte, für den sie zuständig sei. Für die erste Phase der Lehrerausbildung sei dies – außer der Aneignung fachwissenschaftlicher Kenntnisse – die wissenschaftliche Beobachtung und Reflexion von Unterricht. In dieser Sicht könnten Praxisdokumente und -darstellungen (Filme, Interviews u.a.) die aufwendigen schulpraktischen Studien weitgehend ersetzen (vgl. Hedtke 2000, S. 12); forschungsorientiertes Lernen als Auseinandersetzung mit erziehungswissenschaftlichen und fachdidaktischen Paradigmen und Theorien unter Einbeziehung empirischer Forschungsergebnisse könnte den Aufbau theoretisch fundierter Reflexionskompetenz gewährleisten. Dabei wird „selbstverständlich“ die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Arbeiten, „insbesondere in forschungsmethodischer Hinsicht“ vorausgesetzt (ebd., S. 14). Eigenes Unterrichten der Studierenden sei nicht erforderlich, außer es diene der Theoriebildung innerhalb der fachdidaktischen Ausbildung.

Die Differenzthese weist auf den kategorialen Unterschied zwischen abstrahierender wissenschaftlicher Erkenntnis und Theorie einerseits und situationsgebundenem Entscheiden und Handeln andererseits hin.

[... im professionellen Können werden Kenntnisse und Handlungsmuster heterogener Art und Herkunft verschmolzen ...]

Diese Unterscheidung (zwischen Handlungen und Aussagen über Handlungen) lässt sich gut begründen und ist nicht nur in Bezug auf die Schulpraxis-Thematik (sondern etwa auch bezüglich des Verhältnisses von Wissenschaft und Technik) wichtig.

Dementsprechend werden simple Modelle eines Transfers von wissenschaftlichen Erkenntnissen auf die Unterrichtspraxis zu Recht zurückgewiesen. Professionelle Lehrfähigkeit entsteht tatsächlich erst als Ergebnis eines jahrelangen, vorwiegend autodidaktischen Lernprozesses innerhalb der berufspraktischen Handlungssituation.

Entgegenzuhalten ist der Differenzthese allerdings Folgendes:

Wohl ist es richtig, in *Reflexion* (als [selbst-]kritischem Prüfen, Nachdenken, Überlegen) eine zentral bedeutsame geistige Tätigkeit im Rahmen der wissenschaftlichen Lehrerbildung zu sehen. Zu berücksichtigen ist jedoch, dass die Reflexionsfähigkeit selbst erst aufzubauen und zu entwickeln ist: Günstige Bedingungen für ihren Aufbau liegen, wie wir unter anderem aus der Handlungs- und der Expertiseforschung wissen, dann vor, wenn sie in einer engen und iterativen Verbindung zur *Aktion* steht: Erst die erlebte Diskrepanz zwischen Erwartung, Planung und tatsächlichem Verlauf fordert und fördert den Aufbau neuer, besser passender Wahrnehmungskategorien und Handlungsformen (vgl. Altrichter 2002). Dies wurde für den Erwerb unterrichtsrelevanten pädagogischen Wis-

sens empirisch bestätigt: Studierende, die Gelegenheit erhielten, theoriegeleitete Reflexion auf die eigenen praktischen Erfahrungen zu beziehen, waren zu differenzierterem Verständnis theoretischer Konzepte in der Lage als ihre Kommilitonen aus der Kontrollgruppe (vgl. Nölle 2002).

Offenbar (und dies widerspricht der Differenzthese zentral) müssen „*theoretische und empirische Erkenntnisse in komplex vernetzter Form verarbeitet und mit episodischen Elementen angereichert sein ... , um dauerhaft Eingang in die kognitive Struktur zu finden und zugleich den Transfer in pädagogische Handlungssituationen vorzubereiten.*“ (ebd., S. 57).

Der Vorschlag, dem „*Erfahrungskomplex Unterricht*“ durch „*Reflexion fachdidaktikwissenschaftlicher Ansätze und Positionen*“ näher kommen zu wollen (wofür Hedtke [2000, S. 6] plädiert) erscheint dementsprechend problematisch und zwar zum einen aufgrund des fehlenden Handlungs- und Situationsbezugs, zum anderen aber aufgrund des Umstandes, dass dabei (vielleicht unbedacht) eine Änderung des Beobachtungsobjekts vorgenommen wird: Es geht bei der Analyse wissenschaftlicher Ansätze und Resultate gar nicht mehr um Beobachtung, Verständnis und Diskussion des *Realitätsausschnitts* Schule und Unterricht mit allen seinen sozialen, personalen, didaktisch-pädagogischen, aber auch institutionellen und organisatorischen Dimensionen, sondern um den (metasprachlichen) Diskurs über *Aussagen*, die über diese Real-

tät gemacht wurden. Dies ist etwas völlig anderes!

Die Gegenposition zur Differenzthese ist als *Integrationsthese* zu bezeichnen. Aus deren Sicht sprechen Forschungserkenntnisse (insbesondere der Expertiseforschung) klar dafür, dass im professionellen Können Kenntnisse und Handlungsmuster heterogener Art und Herkunft verschmolzen werden. Das kodifizierte Wissen der Wissenschaften stellt hierbei nur eine Teilkomponente dar (vgl. Bromme 1992, S. 100).

Folgende Erkenntnisse lassen sich festhalten:

- Es besteht Konsens, dass schulpraktische Studien im Rahmen des wissenschaftlichen Lehrstudiums nicht darauf abzielen können, Berufskompetenzen aufzubauen. Dies ist weder wünschenswert noch außerhalb des berufspraktischen Handlungskontextes überhaupt möglich.
- Dem „Eintauchen“ in den Schulalltag, wie er sich für das Lehrpersonal darstellt, kommt sicherlich eine bedeutende Funktion für die Entwicklung der Persönlichkeit, für die Selbstvergewisserung und Prüfung der Studien- bzw. Berufswahlentscheidung zu. Ohne regelmäßige intensive Betreuung durch Hochschulpersonal, in der das punktuell und individuell Erlebte auf der Grundlage verallgemeinerbarer wissenschaftsbasierter Strukturen reflektiert und eingeordnet wird, besteht die Gefahr, dass sich das massive Kompetenz- und Hierarchiegefälle der Praktikumssituation

bei den Praktikant/innen vor allem als Verhaltensanpassung an nicht diskutierte und nicht verstandene Vorgehensweisen, Regeln und Rituale auswirkt.

- Die Erkenntnis, dass die Zielkompetenz als ein „Amalgam“ unterschiedlicher Wissens- und Könnensformen anzusehen ist, führt zur Forderung danach, die Zusammenführung dieser Komponenten schon während des Studiums systematisch zu unterstützen.

Es handelt sich um einen komplexen Professionalisierungsprozess, in dem die zu erwerbenden Begriffe, Schemata, Verständniszusammenhänge mit den bereits vorhandenen verbunden werden müssen, um so für das individuelle Handeln wirksam werden zu können. Dies geschieht eben nicht durch bloße Zurkenntnisnahme und Rezeption, sondern erfordert die „Verankerung“ (Stichwort „Anchored Instruction“) an den vorhandenen Alltagstheorien, impliziten Persönlichkeitstheorien, Selbstkonzepten, persönlichen Erfahrungen und Interessen.

Das Vertrauen darauf, diese enorme Integrationsleistung werde in der zweiten oder dritten Ausbildungsphase schon stattfinden und man könne sich an der Universität auf eine von Praxiskomplizierungen und Aspekten der Persönlichkeitsbildung „bereinigte“ Theorievermittlung beschränken, könnte vor diesem Hintergrund als systematisch unterlassene Hilfeleistung eingeordnet werden.

Reform der Schulpraktischen Studien – quasi eine Vision?

Derzeit werden an den Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg Prüfungs- und Studienordnungen eingeführt, die tiefgreifende Neuerungen mit sich bringen. Im Bereich der *Schulpraktischen Studien* geht es dabei um die Ablösung der seit vielen Jahrzehnten durchgeführten Block- und Tagespraktika durch eine studienbegleitende Praktikumsstruktur, die drei Praxisanteile umfasst, ein *Einführungs- und Orientierungspraktikum* (EOP) im Grundstudium, ein *Integriertes Semesterpraktikum* (ISP, 4./5. Semester) und ein *Professionalisierungspraktikum* in der Endphase des Studiums.

Diese Konzeption geht auf den Grundgedanken zurück, den Studierenden im EOP eine stärkere Orientierung und Rückmeldung vor allem auch bezüglich ihrer Studienfach- und Studiengangswahl zu geben, im ISP dann eine lange Praxisphase zu ermöglichen (in der die Studierenden während eines ganzen Semesters in den Alltag einer Schule eingebunden sind und hier auch von Fachdidaktiker/innen und Bildungswissenschaftler/innen der Hochschule betreut werden) und schließlich (im ProfPrak) Schulpraxisaspekte auf der dann vorhandenen Grundlage eines gesicherten Verständnis- und Erfahrungshorizonts nochmals in vertieftem, forschendem Angang zu erschließen.

Auch wenn derzeit bereits eine ganze Reihe von mehr oder minder lösbar erscheinenden Schwierigkeiten im Zu-

sammenhang mit der Neustrukturierung insgesamt und der Neugestaltung der Schulpraktika im Speziellen zu erkennen ist, wird doch eine Gesamtbewertung der Chancen und Grenzen dieses Systems erst mittel- und längerfristig möglich sein.

Betrachtet man diese Neuerungen im Lichte der oben zusammengetragenen grundsätzlichen Einsichten, so wird Folgendes deutlich: Die Reform lässt das Bemühen erkennen, eine lernwirksame Verknüpfung von Kategorienbildung, Aktivität und Reflexion zu ermöglichen und dies in einer dem Studien- und Lernfortschritt zunehmend anspruchsvoller werdenden Qualität.

Erhofft wird vor allem auch, dass durch den langphasigen Schulpraxiskontakt im ISP eine vertiefte Auseinandersetzung mit vielfältigen Aspekten der Schulrealität als Basis für Anbahnung und Aufbau von Handlungs- und Reflexionskompetenzen möglich wird.

Zwar kommt eine aktuelle Studie zur Wirksamkeit studienintegrierter Langzeitpraktika zum Ergebnis, dass die erhofften Effekte (bezüglich Kompetenzzuwachs u.a.) nicht festzustellen waren (vgl. Müller 2010); die kleine Stichprobe dieser Studie und die doch unterschiedliche Praktikumsstruktur lassen jedoch eine vollständige Übertragung der Studienergebnisse auf das Praktikumsmodell der Pädagogischen Hochschule Freiburg nicht zu.

[... die zentrale Bedeutung *Schulpraktischer Studien* als Studienelemente einer bildungswissenschaftlichen Universität ...]

Ausblick

Auf der Grundlage des Gesagten stellt sich für mich ein Ausblick auf die nächsten Jahre der *Schulpraktischen Studien* wie folgt dar:

Wenn sich die Pädagogischen Hochschulen weiterhin und verstärkt als Zentren bildungswissenschaftlicher Forschung und Lehre profilieren können, dann werden auch die *Schulpraktischen Studien* einen ihrer Bedeutung entsprechenden Platz einnehmen.

Dazu sehe ich insbesondere Folgendes als erforderlich an:

- Organisation der Schulpraktika mit dem Ziel des möglichst wirkungsvollen und gleichzeitig reibungsarmen Ablaufs unter Einbeziehung individueller Wünsche und Bedingungen.
- Engmaschige Vernetzung der Schulpraxisorganisation und -ausgestaltung mit den Bildungswissenschaften und den Fachdidaktiken innerhalb der Hochschule.
- Kommunikation der Schulpraxisangelegenheiten in die Institute und Fächer hinein und ebenso Einbeziehung und Verbreitung der vielfältigen und umfangreichen Schulpraxisexpertise, die in den einzelnen Fachdidaktiken vorhanden, aber u.U. nur dort bekannt ist.
- Intensivierung des Informationsaustauschs zwischen den Praktikumschulen und dem *Zentrum für Schulpraktische Studien*. Hierzu wird der Kontakt zu den künftigen „Ausbildungsberater/innen“, als Koordinator/

innen für die im Rahmen von Schulpraktika und Vorbereitungsdienst an einer Schule Beteiligten von großer Bedeutung sein.

- Zusammenarbeit mit der landes- und bundesweiten Schulpraxis-„Community“, etwa mit der Bundesarbeitsgemeinschaft Schulpraktische Studien (BaSS).
- Permanente Vergewisserung über den aktuellen Stand der Theoriebildung und -prüfung.
- Durchführung von Forschungsprojekten, etwa Wirksamkeitsstudien in Bezug auf die veränderte Praxisphasenstruktur, so dass evidenzbasierte Theorie und praktische Erprobung Hand in Hand gehen können.
- Unterstützung der Hochschulbetreuer/innen bei der Durchführung von Beratung, Betreuung und Begutachtung der Praktika.
- Und nicht zuletzt: Individuelle Beratung und Hilfe bei den vielfältigen Problemen, vor die sich die Studierenden in den Praktika gestellt sehen.

Soll die Bearbeitung und Erledigung dieser Aufgaben und das Erreichen der beschriebenen Ziele nicht nur beschworen, sondern tatsächlich vorangetrieben und realisiert werden, so bedarf es einer entsprechenden personellen und materiellen Ausstattung des *Zentrums für Schulpraktische Studien*.

Dies ist derzeit zwar bedauerlicherweise nicht der Fall, ein Zustand aber, der sich mit der wachsenden Einsicht in die zentrale Bedeutung *Schulpraktischer Studien*

als Studienelement einer bildungswissenschaftlichen Universität ändern könnte. ☞

Literatur

Altrichter, Herbert (2002): Aktionsforschung als Strategie zur Förderung professionellen Lernens. In: Breidenstein, Georg/Altrichter, Herbert (Hg.): Forum qualitative Schulforschung. Opladen, S. 192–220. - Bromme, Rainer (1992): Der Lehrer als Experte. Zur Psychologie des professionellen Wissens. Bern. - Hedtke, Reinhold (2000): Das unstillbare Verlangen nach Praxisbezug. Zum Theorie-Praxis-Problem der Lehrerbildung am Exempel Schulpraktischer Studien. Bielefeld. - Müller, Katharina (2010): Das Praxisjahr in der Lehrerbildung. Empirische Befunde zur Wirksamkeit studienintegrierter Langzeitpraktika. Bad Heilbrunn. - Reble, Albert (Hg.) (1992): Geschichte der Pädagogik. Dokumentationsband. 2. Aufl. Stuttgart. - Schlagenhaut, Wilfried (1997): Historische Entwicklungslinien des Verhältnisses von Realschule und technischer Bildung. Frankfurt am Main. - Nölle, Karin (2002): Probleme der Form und des Erwerbs unterrichtsrelevanten pädagogischen Wissens. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 48 (2002) H.1, S. 48–67. - Reinhoffer, Bernd/Dörr, Günter (2008): Zur Wirksamkeit Schulpraktischer Studien. In: Manfred Rotermund (Hg.): Bologna verändert die Lehrerbildung. Auswirkungen der Hochschulreform. Leipzig. - Stadelmann, Martin (2004): Differenz oder Vermittlung? Eine empirisch-qualitative Studie zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Ausbildung von Lehrkräften für die Primar- und Sekundarschule I. Diss. Univ. Zürich.



Prof. Dr. Wilfried Schlagenhaut
Beauftragter für die Schulpraktische
Ausbildung an der Pädagogischen
Hochschule Freiburg

100 Jahre Hochschul-Bibliothek

Ende 1962, also in ihrem Gründungsjahr, zählten die Standorte der Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg im Durchschnitt 563 Studierende, für die, ebenfalls durchschnittlich, an ihrer Bibliothek je 21.371 Bände und 51 laufende Zeitschriften zur Verfügung standen. Es war wohl der Verdoppelung der genannten Zahlen gegenüber 1959 (bezogen auf die Vorgängereinrichtungen, die Pädagogischen Akademien) und dem mit der Gründung verbundenen Anspruch zu verdanken (der wissenschaftliche Status kam erst 1972), dass zu diesem Zeitpunkt immerhin schon an vier von acht Standorten bibliothekarisches Fachpersonal beschäftigt wurde und damit pro Bibliothek rund 1,4 Stellen angesiedelt waren. Mit einem Bestand von rund 12.000 Bänden zählte die PH-Bibliothek Freiburg somit zu den kleineren Einrichtungen ihrer Sorte. An die damals selbstverständliche Arbeit mit maschinengeprägten Bestelldatensätzen mit farbigen Durchschlägen, maschinengeprägten Katalogkarten, handschriftlichen oder gestempelten Vermerken auf den Ausleihkarten und Mittagsschließung der Bibliothek kann sich heute kaum mehr jemand erinnern.

Moderner Bibliotheksbestand

Heute ist die Bibliothek mit einem Bestand von 360.000 Medieneinheiten, über 800 laufenden Printzeitschriften, einem umfangreichen Angebot an elektronischen Medien, über 9.000 aktiven Nutze-

rinnen und Nutzern sowie 24 Beschäftigten auf ein Vielfaches ihrer ursprünglichen Größe angewachsen. Der Wandel ist aber nicht nur quantitativer Art. Mit der Entwicklung der Pädagogischen Hochschulen zu eigenständigen wissenschaftlichen Hochschulen mit universitärem Status ging natürlich auch eine Veränderung des Bestands und der Angebote einher. Wo früher eine Lehrerhandbibliothek genügte, findet man heute einen wissenschaftlichen Buchbestand auf hohem Niveau, internationale Fachzeitschriften, Datenbanken und ein eigenes Schulungsprogramm der Bibliothek. Den oben erwähnten Katalog gibt es übrigens schon seit Jahren nur noch online. Selbstbedienung bei Verlängerung, Vormerkung und inzwischen Ausleihe sind ganz selbstverständlich, ebenso die Nutzung elektronischer Inhalte und Rechercheinstrumente auch von zu Hause.

Wenn nun schon vor fünfzig Jahren aus einer Extrapolation des damaligen Heute oder der sich abzeichnenden Trends keine Prognose des Hier und Jetzt möglich war, so muss dies erst recht für einen Blick ins Jahr 2062 zutreffen. Wir dürfen uns überraschen lassen, wohin die Reise angesichts eines sich immer weiter beschleunigenden (informations-)technischen Fortschritts und unkalkulierbarer gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, rechtlicher und politischer Rahmenbedingungen gehen wird. Nicht ganz so nebulös ist hingegen ein Blick, der sich mal ganz unverbindlich zehn bis fünfzehn Jahre in die Zukunft richtet. Nach derzeitigem Ermes-

sen wird es auch dann noch Forschung, Lehre und Studium im Bereich der Lehrerbildung bzw. der Bildungswissenschaften geben, woraus ein Bedarf nach Informations- und Literaturversorgung, Schulungen zur Vermittlung von Informationskompetenz und spezifischen Arbeits- und Begegnungsorten resultiert.

Konzentration und Kooperation

Für uns als mehr oder weniger reine Gebrauchsbibliothek stellt sich die Frage nach ihrer künftigen Rolle natürlich viel offener als für Bibliotheken, die zusätzlich bedeutende Altbestände pflegen, Sondersammelgebiete betreuen oder durch entsprechende Ressourcenausstattung Innovationsleistungen erbringen können. Der demografische Wandel sowie wirtschaftliche Beweggründe werden bei den Pädagogischen Hochschulen und ihren Bibliotheken zu einer verstärkten Konzentration und Kooperation beitragen. Es wird zunächst einmal vermutlich weniger Standorte oder aber andere Hochschulstrukturen geben. Aufgrund der Tatsache, dass zwar jede Pädagogische Hochschule respektive ihre Bibliothek ein eigenes Profil hat, sich aber durch die Lehramtsausbildung der größte Teil des Informationsangebots überschneidet, könnte hier eine kooperative Erwerbung sinnvoll sein. Auch in anderen bibliothekarischen Bereichen sehe ich Chancen, durch eine zentrale Steuerung oder ein Pädagogisches Hochschulbibliothekszentrum Arbeiten zu koordinieren und Energien zu bündeln.

Ein Blick vor und zurück

Auf lokaler Ebene, aber eben auch wieder im Verbund der Pädagogischen Hochschulbibliotheken, wird es eine engere Zusammenarbeit mit den Rechenzentren geben. Zum einen wird die Technisierung und Virtualisierung der Bibliothek und ihrer Angebote weiter voranschreiten, zum anderen wird sich die Trennung von Hochschul-EDV und Bibliothekssystemen immer weniger rechtfertigen lassen.

Der Bestand wird unkörperlich

Auch wenn derzeit noch der überwiegende Teil unserer Nutzerinnen und Nutzer dem gedruckten Medium uneingeschränkt den Vorzug gibt und davon auch in absehbarer Zeit nicht abrücken will, wird innerhalb der nächsten zwei Dezennien der größte Teil unseres Bestandes elektronisch sein. Dafür sprechen vor allem praktische und wirtschaftliche Gründe. Dass die Medien nicht mehr physisch vorhanden sind, bringt den Vorteil orts- und zeitunabhängiger Nutzung mit beliebig vielen simultanen Zugriffen. Für die Bibliothek bedeutet diese Transformation, dass die Medienbearbeitung und der ganze Ausleihbetrieb einschließlich der für gedruckte Medien benötigten Stellflächen weitgehend entfallen. Hinzu kommt aus Sicht der Bibliothek, dass elektronische Bücher und Zeitschriften durch Paketkauf oft günstiger sind als ihre gedruckten Geschwister – was durch ein Fallen der Buchpreisbindung weiter forciert würde –, wenn sie nicht als Ergebnis von Digitalisierungsprojekten (z.B. Google-Books),

Nationallizenzen oder Open-Access-Publikationen ohnehin bereits kostenfrei zur Verfügung stehen. Womöglich ist es in dieser Zukunft selbstverständliche Verpflichtung, dass Publikationen im Bereich öffentlich bezahlter Forschung oder Tätigkeit auch Open-Access veröffentlicht werden. Für individuelle Desiderate der Studierenden und Lehrenden, die bislang über Anschaffungsvorschläge verfolgt wurden, wird es verschiedene Formen der direkten nutzergesteuerten Erwerbung geben, die entweder zu einer Aufnahme des Titels in den allgemeinen Bestand führen oder über die vorherige Vergabe von Credits die personenbezogene Nutzung von Inhalten ermöglichen. Aus Sicht der Nutzer/innen wird es keine heterogenen Datenbestände, Rechercheinstrumente und Zugangswege mehr geben, sondern eine einheitliche Oberfläche, die den Weg zu den Inhalten weist.

Die Bibliothek ist überall

In dem Maße, in dem die Inhalte orts- und zeitunabhängig genutzt werden können, werden unsere Nutzer/innen natürlich unabhängiger von der physischen Bibliothek. Es wird deshalb auch der Service der Bibliothek zunehmend orts- und zeitunabhängig sein müssen, also dort, wo die Nutzer/innen gerade sind. Dies betrifft aber nicht nur die Inhalte, sondern auch personelle Dienstleistungen wie Schulung, Beratung und Kommunikation. Trotzdem bleibt die Bibliothek für viele als realer Lern- und Arbeitsort wichtig,

die Entwicklung hin zu einem Lernzentrum ist deshalb gut vorstellbar. Laptops und dergleichen werden wir in den Bibliotheken vermutlich auch nicht mehr sehen. Die künftigen Generationen der heutigen Smartphones werden zugleich auch persönliche Wissensspeicher und – durch neue Techniken wie optische Tastatur und körperlose Projektionsfläche – vollwertige mobile Rechner im Hosentaschenformat sein.

Fortbestand durch Wandel

Es liegt auf der Hand, dass zur Realisierung dieses Szenarios eine kontinuierliche Qualifikation und Vermehrung des Personals im engeren (informations-)technischen Bereich nötig ist. Mit zunehmender Komplexität und Technisierung der Angebote wird, trotz stetiger Verbesserung dieser im Sinne von Integration und intuitiver Bedienbarkeit, auch der Schulungsbedarf zur Vermittlung von Informations- bzw. Medienkompetenz weiter zunehmen und zusätzliche Kapazitäten binden. Der Anteil gedruckter Medien wird zwar kontinuierlich abnehmen, aber für den verbleibenden Teil wird ein Mindestmaß aller damit verbundenen Strukturen in der Medienbearbeitung (Erwerbung, Katalogisierung, Ausstattung, Aussonderung) und Benutzung (Leihstellenbetrieb, Einstellen) aufrechterhalten werden müssen.

Nicht nur das Personal der Bibliothek wird, wenn auch mit veränderten Tätigkeitsprofilen und Anforderungen, weiter nötig sein, sondern auch die Bibliothek als

The image shows the exterior of a building with a prominent red wall. The text "KG 1 Bibliothek" is displayed in white on the red wall. Above the wall, there is a large window reflecting the sky and trees. Bare tree branches are visible in the upper portion of the image against a light sky. The foreground shows a paved area.

KG 1 Bibliothek

[... innerhalb der nächsten zwei
Dezennien wird der größte Teil
unseres Bestandes elektronisch
sein.]

Raum. Im Laufe der Jahre werden wohl sukzessive die Flächen, die durch Aussonderung von Printmedien oder digitalen Ersatz frei werden, in Lern-, Arbeits-, Begegnungs- und Schulungsflächen umgewidmet.

Wo die Hochschul-Bibliothek in fünfzig Jahren steht, kann ich nicht ermessen. Ich bin aber sicher, dass wir durch stete Reflexion unseres Tuns und kontinuierliche Verbesserung unserer Angebote und Dienstleistungen einen wichtigen Beitrag zur Konkurrenz- und Zukunftsfähigkeit der Pädagogischen Hochschule Freiburg leisten.◊



Dr. Robert Scheuble
Leiter der Bibliothek der Pädagogischen
Hochschule Freiburg

Quo vadis ZIK?

Die freundliche Aufforderung, etwas über die nächsten fünfzig Jahre des Zentrums für Informations- und Kommunikationstechnologie (ZIK) zu schreiben, löste bei mir „große Begeisterung“ aus. Fünfzig Jahre sind im Bereich der vom ZIK betreuten, sich rasant entwickelnden Informations- und Kommunikationstechnologie eine sehr, sehr lange Zeit. Ich war mir sicher, dass ich mit jeder Prognose, die mehr als die nächsten fünf Jahre umfasst, mit Sicherheit falsch liegen würde. Mutiger machte mich auch nicht, dass falsche Prognosen in der Informationstechnik eher die Regel als die Ausnahme sind. So sind wir beispielsweise vom bereits in den 1970er Jahren prognostizierten papierlosen Büro auch an unserer Hochschule nach neu eingeführter „FollowMe-Drucktechnik“ noch sehr weit entfernt.

Der Blick zurück

Schauen wir fünfzig Jahre zurück: In den 1960er Jahren kamen so genannte Minicomputer auf. „Mini“ bedeutete, dass der Rechner nicht mehr Säle füllte, sondern nur noch die Größe von ein oder zwei Kühlschränken hatte. Minicomputer wurden schon in Stückzahlen von einigen Zigtausend produziert und widerlegten damit die Prognose von Thomas Watson, Chef von IBM, der 1943 der Welt mitteilte: „Ich denke, dass es einen Weltmarkt für vielleicht fünf Computer gibt.“

Auch unsere Hochschule machte ihre ersten digitalen Schritte mit einer sol-

chen 1973 für 300.000 DM beschafften gebrauchten Rechenanlage. Für Untersuchungen im Bereich *Computer Unterstützter Unterricht* (CUU) standen bis zum endgültigen „Aus“ der Anlage 1978 zehn Terminals zur Verfügung. Die Hoffnungen, die man damals an diese neue Form des Unterrichts knüpfte, haben sich nicht erfüllt.

1977 lag Ken Olsen, Gründer der Computerfirma Digital Equipment Corp., mit seiner Prognose, „es gibt keinen Grund, warum irgendjemand einen Computer in seinem Haus haben wollen würde“, völlig daneben. Kurz darauf startete der PC seinen Siegeszug. Die „persönlichen“ Computer eroberten die Schreibtische und hielten auch Einzug an unserer Hochschule. 1983 ging die Wissenschaftliche Einrichtung EDV/Informatik mit fünf IBM-PCs mit je zwei Diskettenlaufwerken an den Start. An allen Pädagogischen Hochschulen wurde in dieser Zeit ein Erweiterungsstudiengang EDV/Informatik, der vom Fach Mathematik getragen wurde, eingeführt. Die PCs wurden von den Studierenden des Erweiterungsstudiengangs genutzt und von verschiedenen Fächern zur Fortbildung im Bereich der „Informationstechnischen Grundbildung“, deren Ziel es war, Grundkenntnisse in der Arbeit mit dem Computer zu vermitteln. Informatik wurde an der Pädagogischen Hochschule Freiburg als zu studierendes Fach vor kurzem wieder abgeschafft, was vielleicht Sinn macht, wenn die für spätestens 2020 prognostizierte Altersgruppe der „Digital Natives“ Einzug an unserer Hochschule

hält und bereits breite Erfahrungen im Umgang mit der Fachsoftware der studierten Fächer mitbringt.

1979 wagte der US-Programmierer Ian Sharp die häufig zitierte Voraussage „E-Mail ist ein Produkt, das man absolut nicht verkaufen kann.“ Auch dies war ein großer Irrtum. E-Mail ist heute eines der wichtigsten modernen Kommunikationsmedien, und auch aus unserem Hochschulalltag sind E-Mails nicht mehr wegzudenken. An unserer Hochschule wurde 1999 ein eigener E-Mail-Server von dem 1998 als Nachfolgeeinrichtung der Wissenschaftlichen Einrichtung EDV/Informatik gegründeten Zentrum für Informations- und Kommunikationstechnologie (ZIK) installiert. Das ZIK stellte Ende der 1990er Jahre den Hochschulmitgliedern weitere Internet- und Serverdienste zur Verfügung, betreute die AV- und Hörsaaltechnik und das Campusnetz mit Arbeitsplatz- und Poolrechnern und wurde so zum Dienstleister für alle Hochschulmitglieder im wissenschaftlichen Bereich.

Seit 2003 ist das ZIK im Rahmen von VIP (Virtuelles Netz der Pädagogischen Hochschulen) Kompetenzzentrum für den Mail- und Webservice aller Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg und versorgt in diesem Rahmen ca. 25.000 Nutzer/innen. Vermutlich ist dieser Schritt der Zentralisierung von Informations- und Kommunikationsdiensten (IuK) an einer Pädagogischen Hochschule richtungsweisend für die Zukunft. Die schnelle technologische Entwicklung, die höheren Anforderungen an Know-how

Rückschau – Vorschau

und Expertise sowie wachsende ökonomische Zwänge werden sicherlich dazu führen, dass IuK-Dienste an den Pädagogischen Hochschulen zunehmend standortübergreifend angeboten werden. Das Outsourcing von standardisierten Dienstleistungen wird mehr und mehr in den Fokus rücken.

Eine weitere Ausweitung des Aufgabensfeldes des ZIK bahnte sich 2009 mit dem so genannten Vernetzungsprojekt an. Das ZIK ist federführend bei diesem PH-übergreifenden Projekt, das zum Ziel hat, bisher getrennte IT-Systeme für Studium, Lehre und das Management der Hochschule zusammenzuführen. Ergebnis des Projekts wird an jeder Pädagogischen Hochschule eine verbesserte service- und kundenorientierte Infrastruktur mit Self-Service-Funktionen für alle Hochschulmitglieder sein. Damit geht derzeit die Optimierung organisatorischer Abläufe und Verfahren in den Bereichen Studierenden- und Personalverwaltung, Veranstaltungsmanagement und der Prüfungsverwaltung einher. Ein integriertes Informations- und Campusmanagement erfordert auch bereichsübergreifende Organisations- und Entscheidungsstrukturen und die Einbettung in eine zukunftsorientierte IuK-Gesamtstrategie der Hochschule. Diesen Forderungen ist unsere Hochschule mit der Einrichtung eines „Chief Information Office“ mit Vertretern der Hochschulleitung, den Leitern von Bibliothek, Medienkompetenzzentrum (m|k|z) und Zentrum für Informations- und Kommunikationstechnologien (ZIK) sowie einem Vertre-

ter der Professorenschaft mit medienbezogenen Kompetenzen nachgekommen. Das CIO berät das Rektorat bei strategischen und budgetären Entscheidungen im IuK-Bereich und erstellt im Fünf-Jahres-Rhythmus einen Strategie- und Entwicklungsplan für die Bereiche Information, Kommunikation und Medien. Im Zuge des Vernetzungsprojekts wurden auch die Mitarbeiter/innen der EDV-Verwaltung und der Bibliotheks-IT in das ZIK integriert und dem ZIK auch die Verantwortung für die IuK-Dienste dieser Bereiche einschließlich der Telefonanlage übertragen.

Vermutlich wird sich der umfassende Aufgabenbereich des ZIK für alle IuK-Basisdienste (u.a. Netz- und Serverdienste) und für Informations- und Managementdienste der Hochschule in den nächsten Jahren nicht wesentlich erweitern. Allerdings wird jeder Aufgabenbereich in rascher Folge immer wieder neue Anforderungen stellen, die sich aus den Innovationszyklen der IuK-Technologie und dem sich verändernden Kommunikationsverhalten der Menschen ergeben werden.

Ein kleiner Blick voraus

Einige Trends sind seit ein paar Jahren abzusehen. Die Leistungsfähigkeit von Chips verdoppelt sich etwa alle zwei Jahre. Damit und mit der zunehmenden Miniaturisierung steht mehr Rechenleistung zunehmend preiswerter für immer komplexere Anwendungen zur Verfügung und das Speichervolumen wächst rasch. Die Prognose von Bill Gates ist damit schon

lange Makulatur, der in den 1980er-Jahren meinte, dass PCs nie mehr als 640 Kilobyte Speicher benötigen werden. Die Hersteller statten heute PCs mit acht oder mehr Gigabyte aus, und den Anwendungen stehen damit um den Faktor von mehreren Tausend mehr Speicher zur Verfügung.

Die Verfügbarkeit von immer kleineren und leistungsfähigeren Rechnern, wie Laptops, Tablet-PCs oder Handys, und von zunehmend flächendeckenden Funknetzen wird zu einer steigenden mobilen Kommunikation führen. Voraussichtlich wird damit einhergehen, dass die Nutzer/innen ihre Daten in einer so genannten *Cloud* mit ihren Endgeräten bearbeiten werden. Nicht nur Datenspeicher werden über *Cloud Computing* Privatpersonen und Unternehmen von einem Anbieter zur Verfügung gestellt werden, sondern auch Rechenkapazität und Software. Die Hochschulen werden sich den damit entstehenden Gewohnheiten und Erwartungen ihrer Nutzer/innen stellen müssen. Sie werden möglicherweise den mobilen Geräten ihrer Mitglieder bald fachspezifische Software in einer „Hochschulwolke“ zur Verfügung stellen. Die Studierenden werden in relevanten Lehrveranstaltungen ihre eigenen Geräte nutzen und Rechenpoolräume könnten der Vergangenheit angehören.

Die bisherigen Prognosen sind reichlich spekulativ und vermutlich nur in Ansätzen für die nächsten fünf oder zehn Jahre tragfähig. Außerdem beruhen sie überwiegend auf der Fortschreibung ge-



[... ob die Hochschule noch einen eigenen IuK-Dienstleister haben wird, ist eine spannende Frage.]

genwärtiger Prozesse, was für einen längeren Zeitraum sicherlich nicht zulässig ist. Die großen Fortschritte im Bereich Computer wurden immer wieder durch die Erfindung neuer Technologien erzielt und waren zuvor nicht absehbar. Das erklärt z.B. auch die eingangs zitierte Fehleinschätzung von Watson im Jahr 1943. Zu diesem Zeitpunkt füllten Computer mit vielen Elektronenröhren Turnsäle und entwickelten große Hitze. Erst später mit der Entwicklung von Transistoren und integrierten Schaltungen konnte die Röhrentechnik für Computer umgestellt werden auf Transistoren und Mikroprozessoren, die die Basis für die dann vonstatten gehende Miniaturisierung der Bauteile waren und den Siegeszug der Computer einleiteten. Auch der heutige Stand der Benutzerfreundlichkeit oder Usability der Software wurde maßgeblich von radikalen Änderungen bei der Bedienung der Systeme erreicht. So waren per Maus bedienbare grafische Benutzungsoberflächen keine direkte Weiterentwicklung der zu den Anfangszeiten des PC üblichen Kommando-schnittstellen. Vermutlich wird sich die Interaktion mit den Computern bald mehr auf berührungsempfindliche Oberflächen stützen und die Steuerung mit „Multi-Touch“ und Sprache erfolgen.

Einige Prognosen gehen vermutlich über den eingangs erwähnten Zeitraum von fünf Jahren hinaus und es gibt vielleicht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass sie in den nächsten zehn Jahren zutreffen werden. Wie es aber um das ZIK im Jahr 2062 bestellt sein wird und ob die Hochschule noch einen eigenen IuK-Dienstleister haben wird, ist eine spannende Frage. ⇐



Martin Duffner
Leiter des Zentrums für
Informations- und
Kommunikationstechnologie (ZIK) an der
Pädagogischen Hochschule Freiburg

www.ph-int.com

VAG onlineticket
www.vag-onlineticket.de

semesterticket

**6 Monate mobil
mit dem Semesterticket.
Jetzt online kaufen! ***

Das Semesterticket * online:
für alle Studierenden der
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und
der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Aus dem Netz ins Netz.
Sicher kaufen | bequem ausdrucken | direkt abfahren

VAG

 **Pädagogische Hochschule Freiburg**
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Impressum

Herausgeber:

Rektor der Pädagogischen Hochschule
Freiburg, Kunzenweg 21, 79117 Freiburg

Redaktion (Presse & Kommunikation):

Ursula Elsner, Helga Epp,
Olivier Mentz, Reinhold Voß

Satz und Gestaltung:

Ulrich Birtel

Texterfassung:

Claudia Maier

Fotos:

S. 20, 26: Ingeborg F. Lehmann, St. Märgen,
S. 52: Bernhard Strauss, Freiburg
Helga Epp, Nasser Parvizi, Ulrich Birtel,
Tim Kleinow u.a.

Partner der Jubiläumsveranstaltungen:

Vereinigung der Freunde der Pädagogischen Hochschule Freiburg e.V.
Stiftung Pädagogische Hochschule Freiburg

Druck:

Buchdruckerei Franz Weis KG, Freiburg;
erscheint halbjährlich

ph-fr (PDF-Format):

[www.ph-freiburg.de/zentral/hochschule/
presse/phfr/](http://www.ph-freiburg.de/zentral/hochschule/presse/phfr/)

ISSN 1611-0390



**50
Jahre**
PH Freiburg

Wir gratulieren der **PH Freiburg** zum Jubiläum und wünschen weiterhin viel Glück und Erfolg!

 Sparkasse
Freiburg-Nördlicher Breisgau

